

BIBLIOTHEK DER ARCHÄOLOGISCHEN GESELLSCHAFT ZU ATHEN NR. 204

HANS WALTER

DIE LEUTE
VON ALT-ÄGINA

3000-1000 v.Chr.



ATHEN 2001

DIE LEUTE
VON ALT-ÄGINA
3000–1000 v.Chr.

2. vermehrte Neuauflage

© Die Archäologische Gesellschaft zu Athen
Panepistimiou 22, 106 72 Athen, Griechenland
Fax (01) 3644996

ISSN 1105-7785
ISBN 960-8145-13-9

BIBLIOTHEK DER ARCHÄOLOGISCHEN GESELLSCHAFT ZU ATHEN NR. 204

18

ANTIKE STÄTTEN UND MUSEEN GRIECHENLANDS

18

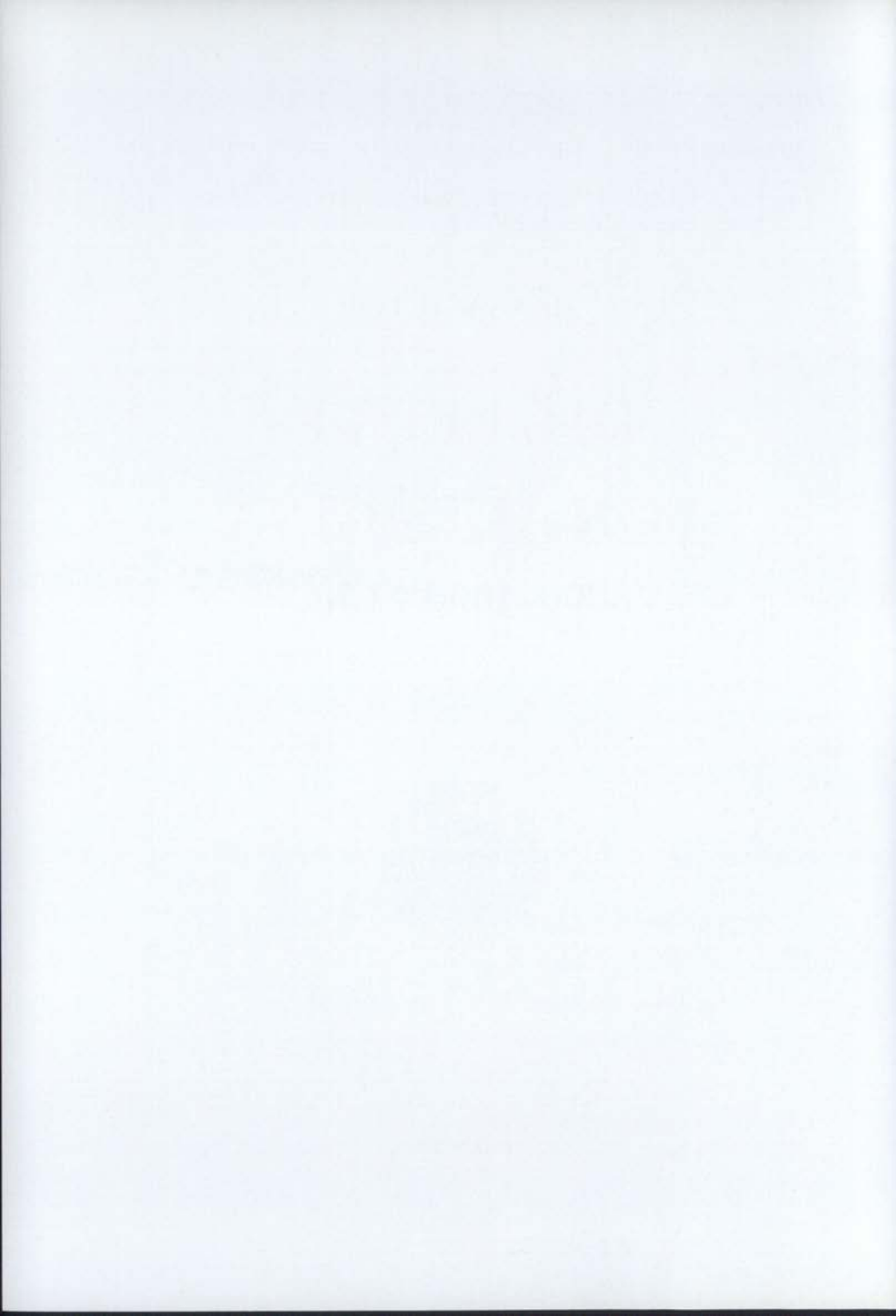
HANS WALTER

DIE LEUTE
VON ALT-ÄGINA

3000–1000 v.Chr.



ATHEN 2001



INHALT

Ägina, Insel im Saronischen Golf – seine Geschichte beginnt auf einem Felskap, das Kolonna heißt, weil eine Säule des Apollon-Tempels noch steht – unter ihm liegen übereinander elf Dörfer Alt-Äginas	11
Am Ende der Steinzeit, gegen 3000 v.Chr., kamen Leute und bauten ein Dorf – die Lage des Hügels war günstig: Steilhänge, fruchtbares Hinterland, Wasser, das Meer- Dorfmauern, Häuser, Töpfe, Werkzeuge erzählen seine Geschichte	16
Die Leute bauten mit Feldsteinen, Lehm, Holz, Kiesel und Seegras – die Torschwelle eine Grenze - Werkzeuge zur täglichen Arbeit und im Haus – Dorfmauer ein Schutzwall – Zeichen, daß Leute sesshaft geworden sind	23
Das älteste Dorf auf Felsengrund: Häuser und Hausrat – Gebrauch und Stil der Töpfe – Muster und Mächte – die formende Hand der Menschen – Muster auf Gefäßen – Ursprache des Menschen	32
Das zweite Dorf: der rechte Winkel im Hausbau – Hausgeschirr – die Bronzezeit beginnt und mit ihr das erzeneZeitalter	40
Das dritte Dorf: »Weißes Haus«, ein Firsthaus mit Stockwerk und Umgang – gebaut nach menschlichem Fußmaß – Der Gesundheit förderlich – »Haus des Menschen«	44
Das vierte Dorf: ein Kupferschmelzofen, der älteste Hochofen – Vorgänge im Feuerofen – das Feuer ein Titanengeschenk des Prometheus an den Menschen	55
Das fünfte Dorf: Dorfmauer mit runden Türmen – Reihenhäuser – Häuser schaffen Gassen – Gliederung der Dorfgemeinschaft – wie die Leute zueinander standen – Verteilung der Arbeit – Werkplatz nahe der Dorfmauer – Dorfbrand am Ende des dritten Jahrtausends	60

Das sechste Dorf: Leute bleiben auf dem Hügel – Bau des neuen Dorfes – Dorfmauer in alte Hausgrundrisse gesetzt – eckige Türme	79
Das siebte Dorf: gekurvte, zwingerartige Torgassen – größere Sicherheit – Mattmalerei	86
Das achte Dorf: Befestigung wird verstärkt – reger Handel mit den Kykladeninseln und mit Kreta – dichte Muster auf den Gefäßen	94
Das neunte Dorf: Umbauten und Anbauten an der Dorfmauer VIII – Bastionen, Höfe, Gänge, Turmstube, Ausfallpforte – Vorort mit eigener Dorfmauer, die in die alte eingreift – Töpferofen – ein König erbaut das burgähnliche Dorf – er errichtet mit Steinhügeln im Meer eine Schiffssperre – Sicherung der Gegend von der See her – Haus des Königs im Westteil des Hügels – Menschenfiguren auf den Gefäßen – verstärkter Handel mit den Kykladeninseln und mit Kreta	113
Ein Nachkomme des Königs fällt im Kampf vor den Toren – wird begraben an der Dorfmauer beim Südtor – seine kostbaren Waffen werden ihm ins Grab gelegt	146
Das zehnte Dorf: Anbauten und Umbauten	151
Das elfte Dorf um die Mitte des zweiten Jahrtausends: eine Befestigungsmauer umschließt das Dorf und den Hügel – gebaut mit großen Steinen – volkreiches Burgdorf – große Zahl von Gefäßen – kretischer Gefäßstil	152
Ende des Jahrtausends – Leute verlassen den Hügel – lassen sich im Umland nieder – der alte Kultplatz auf dem Hügel bleibt mit den Riten – Rückblick auf die zweitausendjährige Geschichte der Dörfer von Alt-Ägina	159
Das Dorf mit seinen Verteidigungsmauern gleicht einem Stier mit mächtigem Kopf – Vorzeit ist keine fremde, vergangene Welt – Geschichte ist Menschengeschichte – der frühe Mensch und wir	160
Wie wurden die Dörfer ausgegraben? – Wie wird die Ruine restauriert und erhalten?	162

ZEITTADEL

Dorf I	-2500 v.Chr.	Späte Steinzeit
Dorf II	2500-2400 v.Chr.	Frühe Bronzezeit
Dorf III	2400-2300 v.Chr.	
Dorf IV	2300-2200 v.Chr.	
Dorf V	2200-2050 v.Chr.	
Dorf VI	2050-2000 v.Chr.	
Dorf VII	2000-1900 v.Chr.	Mittlere Bronzezeit
Dorf VIII	1900-1800 v.Chr.	
Dorf IX	1800-1650 v.Chr.	
Dorf X	1650.1600 v.Chr.	
Dorf XI	1600-1050 v.Chr.	Späte Bronzezeit



Abb. 1 Karte der Insel Ägina. 84 qkm.

Man kann sich nicht mit dem prähistorischen
Menschen beschäftigen, ohne zu denken an den
Menschen, der heute und auch morgen ist.
(Teilhard de Chardin)

Im Saronischen Golf liegt die Insel Ägina. Ein schwimmendes Dreieck im tiefblauen Meer (Abb. 1). Im Norden und im Südosten zum offenen Meer hin, ist die Küste unwirtlich. Der Urahn Aiakos soll Klippen in die Ufer geschlagen haben, um die Insel vor Seeräubern zu schützen. Und im Norden macht der starke Nordwind zu schaffen. Im Westen, wo sich Land und Meer verbinden, liegt die moderne Stadt Ägina, auf antikem Häusergrund. Die Stadt schaut aufs Meer und zu den nahen Küsten der Peloponnes. Die Gassen eilen auf die Uferstraße zu, wo rund um den Hafen sich das Leben abspielt. Die Geschichte Äginas beginnt nicht hier, sondern auf einem nahe gelegenen, etwa 6400 m² großen, flachen Felsenhügel, der mit seiner Spitze ins Meer stößt und die Strandzone teilt, in eine in das Land eingeschnittene nördliche Bucht (Abb. 2); gegen Süden dehnt sich eine Ebene bis zur Südspitze der Insel, frei zum Meer. Im Osten des Hügelns faßt ein niedriger Hang im Halbrund eine Mulde ein, wo später das Theater seinen Ort finden wird. Aber dann steigt die Landschaft an, um im Oros, dem heiligen Berg des Zeus, zu gipfeln.



Abb. 2 Kap Kolonna und das Meer, mit der Insel Moni und der Peloponnes. Nördliche Bucht. Von Norden.

»Kolonna« nennen die Leute den Hügel, weil eine Säule des Tempels aufrecht steht (Abb. 3). Apollon hatte hier sein Heiligtum, und der Hügel war die Akropolis der Stadt Ägina. Am Ende des zweiten Jahrtausends, gegen 1050 v.Chr., gab es einen Kultplatz mit einem kleinen Bau, einem Brunnen und wahrscheinlich einem Altar, auf dem sich eine Gemeinde zu Opfer und Gebet versammelt hat. Im Laufe der Jahrhunderte ist aus dem kleinen Kultort ein großes Heiligtum geworden. Im sechsten und frühen fünften Jahrhundert v.Chr., als Ägina reich und mächtig war und als Rivale Athens den Saronischen Golf beherrschte, errichteten die Ägineten um 520 v.Chr. dem Apollon auf hohem Unterbau einen weithin sichtbaren dorischen Tempel; und wenige Jahre später, auf einem waldigen Höhenrücken im Innern der Insel, der Göttin Aphaia einen Tempel. Erzbildner wie Smilis, Kalon, Onatas, Glaukias, Ana-



Abb. 3 Der Hügel mit der Säule des Apollontempels, der Strand und das Meer von Süden.

xagoras und andere trugen mit ihren Werken Äginas Ruhm in die griechische Welt. Noch steht die eine Säule, ein unwirkliches Bild, Zeuge eines glanzvollen Heiligtums und Wahrzeichen des Untergangs der antiken Welt. Als nach einer wechselvollen Geschichte der Insel und des Heiligtums, Apollons Kult am Ende des vierten Jahrhunderts n.Chr. erloschen war, kamen Leute und bauten im Zeichen des Kreuzes Häuser und eine Kirche auf Kolonna. Um 900 n.Chr. ist das Kap ein verlassenener Ort. Die Ruine verwächst. Der Wind trägt Erde auf den Hügel, eine Ackerkrumme zum Feldbau bildet sich.

Das kleine Buch stellt nicht das Heiligtum des Apollon mit seinen Bauten und Kulten dar, es erzählt die Geschichte der Leute und ihrer Dörfer, die unter dem Heiligtum liegen und deren ältestes Dorf vor fünf Jahrtausenden auf Kolonna gegründet worden ist. Es befragt die Töpfe, den Hausrat, das



Abb. 4 Der Hügel mit der Ruine der Dörfer. Apollontempel. Luftaufnahme 1974. Von Westen.

Werkzeug, den Backofen, den Töpfer- und Kupferschmelzofen, die Bauweise der Häuser, den Verlauf der Gassen, die Dorfmauer als dingliche Zeugen des Lebens, das hier einmal war. Es liest an den großen Mauern, die schützend das Dorf



Abb. 5 Der Hügel mit der Ruine der Dörfer und dem Apollontempel. Luftaufnahme 1974. Von Nordwesten.

umgaben, wo zwei Tore auf- und zuzingen, das dörfliche Leben anschluss und räuberische Überfälle von außen drohten. Die Mauern sind nicht stumm und nicht abweisend, sie zeichnen auf, gleich Urkunden, nur anders und ohne Schrift. Zeiten und Schicksale haben ihre Spuren an den Mauerwänden eingegraben: es sind die Steine und ihre Verfärbungen, die Risse im Mauerwerk, die Flickstellen im verletzten Gemäuer, aus dem Steine fielen, als der Lehmörtel sich lockerte, oder dem Zorn eines Rammbocks weichen mußten; Anfügungen neuer Mauern, als die alten nicht mehr stark genug waren.

Kolonna ist eine Felsenhöhe, zu der steile Hänge steigen (Abb. 4), steiler der Aufstieg im Norden. Und oben ein Dickicht von Lehmziegel-, Feldstein- und Kalksteinmauern (Abb. 5); aufrecht stehendes und zerbrochenes Gemäuer, gerade und gekurvte, schwache und dicke Mauern, mit kleinen Steinen und größeren Blöcken gebaut; ein Gewirre von Mauerruinen unterschiedlicher Gestalt und Zeit, und dazwischen enge Gas-

sen. Sie bezeugen elf Dörfer des dritten und zweiten Jahrtausends v.Chr.

Wann kamen die ersten Ägineten auf die Insel und haben sich auf dem Felsenhügel niedergelassen? In der späteren Steinzeit, gegen 3000 v.Chr., sagen die zerbrochenen Krüge. Die hier ankamen, waren vielleicht noch Nomaden, unstete Leute ohne festen Wohnort, unterwegs zu einem fruchtbaren und sicheren Fleck Erde, auf dem sie bauen und leben konnten.

Nicht die Schönheit der Landschaft, der Blick aufs Meer und zur nahen Peloponnes waren der Anlaß, auf dem Felskap zu bleiben. Warum gerade hier? Es waren lebensnahe Gründe. Der Ort war günstig: mit seinen steilen Hängen war er leicht zu verteidigen; im Norden, an der gefährlichsten Stelle, fällt er steil zum Strand ab, steil auch im Süden; vom Meer aus ist er nicht zu ersteigen (Abb. 2;3). Der Felsen war ein festes Fundament, um schützende Mauern aufzunehmen. Das Hinterland war fruchtbar. Der Hügel selbst gab reichlich Wasser: die braun leuchtenden Lehmschichten zwischen den waagrechten Kalksteinblöcken und Konglomeratgestein sind die wasserführenden Adern, die das eingedrungene Regenwasser sammeln und reinigen (Abb. 6). Das Gefälle des Felsens trägt das Wasser zu den Felsrändern im Süden, wo es sich in Höhlungen im Felsen am Südrand oder in steinernen Becken sammeln konnte. In der gegen den Nordwind geschützten Südbucht nahe am Hügel (Abb. 3), konnten sie mühelos und sicher ihre Schiffe auf den Sandstrand ziehen. All das bot der Felsenhügel. Und noch darüber hinaus. Vom Hügel aus überschauten sie den Westteil der Insel und die Wasserwege. Sie wurden hingewiesen auf den Reichtum des Meeres, auf Seefahrt und Handel. Und das Meer erzog sie zu tüchtigen Seefahrern und verband sie mit der Welt. Es gibt viele Erhebungen rings um die Insel, aber keine mit solchen Vorzügen, wie der Kolonna-Hügel sie hat. Ob sie sich in der Wahl des Ortes allein von praktischen Vorzügen haben leiten lassen? Vielleicht hatte ein Tier, eine Kuh



Abb. 6 Das Kap von Westen. Luftaufnahme 1974

sich auf dem Kap niedergelassen und die Leute haben darin ein Zeichen gesehen, zu bleiben. Und so blieben sie und wurden seßhaft und bauten Häuser – die erste Tat, mit der sie ihre Welt begründeten. Ein Dorf entstand. Es war eine Entscheidung für zwei Jahrtausende.

Der Hügel von Kolonna gleicht einer natürlichen Festung (Abb. 2;4). Zehn bis zwölf Meter über dem Meer, ist er weder zu hoch noch zu niedrig und hat eine für alle Bedürfnisse günstige Höhe. Nicht ungeschützt liegt das Kap in der Küstenlandschaft: Die Nordwestspitze der Insel ragt ein gutes Stück weiter ins Meer und verdeckt den Hügel den Blicken der von Norden Kommenden. Doch wenn das Kap überraschend auftaucht, wirkt es bedrohlich. Von der Peloponnes aus erscheint es niedrig und unauffällig, weil seine Umrisse auf dem Hintergrund der hügeligen Landschaft sich mildern und verfließen. Kommt man aber auf das Kap zu, dann trifft einen die Spitze unerwartet, wie ein Stoß aus dem Hinterland. Ursprünglich ragte das Kap weiter als heute ins Meer hinaus. Der beständige Wellenschlag des Meeres hat die Spitze unterhöhlt und Blöcke stürzen lassen (Abb.6).

Dörfer dieser Jahrhunderte liegen auf Anhöhen über dem Meer, andere an Flußufeln, andere in der Ebene, im Landesinnern. Lefkandi auf Euböa ist auf einem steil aus dem Meer aufsteigenden Hügel gebaut; die alte Stadt Samos auf einem Felsenrücken dreizehn Meter über dem Meer; das Heraion-Dorf, eine Gehstunde von der Stadt entfernt, am Unterlauf des Flusses Imbrasos am Meer; die Leute von Hagia Irini auf Keos siedelten auf einer flachen Halbinsel in der Meeresbucht, die im Dreiviertelrund von Höhenrücken umschlossen ist, einem Binnensee ähnlich, mit einem Ausgang zum Meer; auf der Peloponnes liegt Lerna in der Ebene am Fluß Amymone; Berbati im Innern des Landes an einem Hang.

So verschieden auch die Örtlichkeiten sind, es waren der Bedingungen drei: Eine Lage, wo die Leute sich sicher glaubten, ein ertragreiches Umfeld und gutes und reichlich Wasser. Alle Dörfer gleichen einander, aber jedes Dorf hat seine Eigenart und die Menschen haben ihren Morgen und ihre Sorgen: so auch die Leute auf Kolonna.

Am stärksten bedroht ist das Kap an seiner Ostseite, wo kein Steilhang abfällt und der Hügel sanft in das Hinterland übergeht, dort liegt die Dorfmauer mit den zwei Haupttoren (Abb. 7). Nur starke Mauern konnten das Dorf sichern. Die Wucht dieses Mauerzuges, der im Laufe der Jahrhunderte hier immer stärker wurde, stemmt sich als Kopf des Dorfes nach Osten, dem Land zu: Es sind die großen Mauerzüge unter dem Westfundament des Apollon-Tempels (Abb. 148), die quer über den Hügel laufen und sich zu einem Block zusammenschließen, in Wirklichkeit aber sind es Mauern aus verschiedenen Zeiten. In keiner Geländeaufnahme erscheint ein Dorf, eine Dorfmauer, ein Haus allein, in jedes Bild mischen sich Wehrmauern, Türme, Eingänge, Torgassen, Häuser der verschiedenen Dörfer und Jahrhunderte. Pläne, Isometrien und Modelle können die Ruine verständlicher machen.

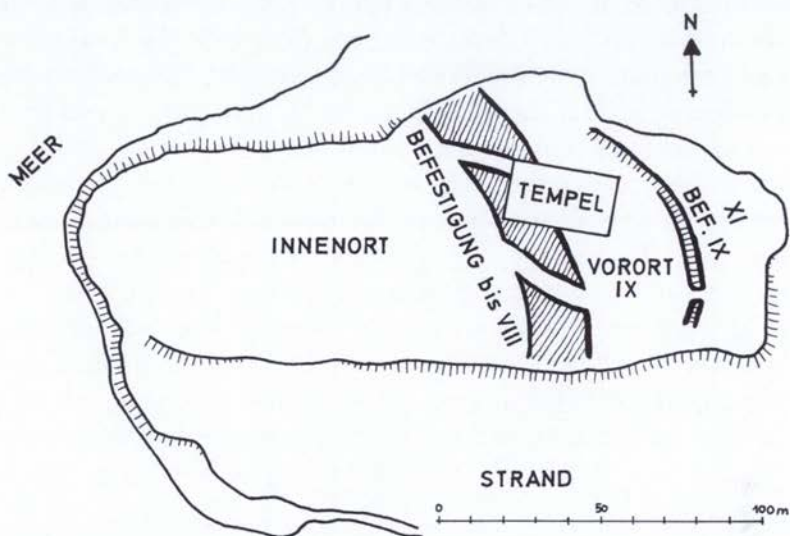


Abb. 7 Der Hügel mit schematischer Darstellung der Dörfer.

Alt-Ägina ist keine Siedlung und die Leute sind keine Siedler; schon gar nicht hat es einen städtischen Charakter. Es ist ein Dorf und die Leute waren Dörfler. Mit dem Wort Dorf verbindet sich eine enge Gemeinschaft von Menschen, Dorf als ein lebendiger Organismus, den die Menschen ausmachen. Zuerst waren die Menschen und die Häuser und dann wurden die Gassen. Die Lage der Häuser ergab Breite und Richtung der Gassen, nicht umgekehrt. Die Gassen waren eng, kaum eineinhalb Meter breit. Tiere haben sich im Dorf nicht aufgehalten, ihr Ort war vor den Toren im Osten, womöglich gab es dort ein Gehege.

Ein Dorf wächst von innen nach außen. Die Erbauer verlegten jede neue Dorfmauer soweit wie möglich hinaus, um Fläche zu weiteren Häusern zu gewinnen, so war es andersorts. Auch auf dem Kap wäre es möglich gewesen, es war noch genug Platz. Sie hätten nur die Mauer weiter nach Osten zu setzen brauchen (Abb. 7), – doch sie taten es nicht. Die Lage

hatte sich offenbar bewährt. Sie bauten jedes neue Dorf auf das alte und kamen jahrhundertlang mit dem gleichen Raum aus. Zwar erneuerten sie die Verteidigungsmauer, dennoch gaben sie die alte Stelle nicht auf, ließen alte Mauern stehen und setzten neue hinter und vor die bestehenden, fügten an und bauten auf älterem Mauerwerk weiter. Selten nahmen sie einen Mauerzug weg. Es sei denn, er war neuen Mauern hinderlich, aber auch dann trug man nur so viele Steine ab wie notwendig. So fanden sich stets alte Mauern im neuen Verband wieder. Man steht vor gewachsenem und verwickeltem Mauerwerk. Wer die natürliche Felsfläche kennt, die Vorsprünge und Einziehungen, die Erhebungen und Mulden des Felsens und sein Gefälle, der versteht, daß sie jahrhundertlang die Mauern an der gleichen Stelle aufgeführt haben, aber stets dem Felsen angepaßt.

Elf Dörfer haben die Leute im Laufe von zwei Jahrtausenden übereinander errichtet. Um 1800 v.Chr. wurde dem Dorf VIII ein Vorort angebaut, so entstand das Dorf IX (Abb. 7;106).

Bevor Menschen sesshaft wurden, lebten sie in der Altsteinzeit ein Nomadendasein, ohne festen Ort, ernährten sich von den Tieren und dem Überfluß an Wildwuchs. Der Mensch folgte in kleinen Gruppen dem Zug der Tiere mit ihrem sicheren Gespür zu Futterplätzen und Orten mit einem guten Klima. Für die Leute auf Kolonna führt diese Frage in das Dunkel der Zeit. Als sie auf Kolonna ankamen, es war längst die Ackerbauzeit (6000–3000 v.Chr.) angebrochen, einer der großen Einschnitte in der Geschichte des Menschen, als der Mensch Pflanzen setzte, Getreide anbaute und es veredelte, Tiere aus der Wildnis nahm und sie eingewöhnte. Wenn Menschen sesshaft werden, Landbau und Viehzucht betreiben, ändert sich die Welt für sie. »Die Wirklichkeit sind jetzt das Dorf, das Haus und das bebaute Feld« (M. Eliade). Der Rhythmus der Natur: die Jahreszeiten, der Wechsel des Mondes, Aussaat und Ernte bestimmen die Lebensordnung des Land-

mannes. Der muß sich an den Zeitplan halten, den die Natur festlegt. Wer das eingewohnte Vieh besorgt, muß vorausplanen und sich um die Fruchtbarkeit des Viehbestandes kümmern; das Tier ist ja nicht nur zur täglichen Arbeit und Nahrung da, es soll sich ja auch vermehren. Der sesshaft gewordene Mensch betreibt Feldbau und Viehzucht und lebt nicht mehr von dem unendlichen Überschuß, den die Wildnatur in der Altsteinzeit gegeben hatte. Die Frau übernimmt zur häuslichen Arbeit neue Aufgaben auf dem Feld.

Als der Mensch sich zum sesshaften Leben entschied und das nomadische Dasein hinter sich ließ, wußte er eindringlicher als früher, daß auch alle Lebensvorgänge, von der Geburt bis zum Tod und zur Wiederkehr, eingebunden sind in den Kreislauf der regelmäßigen Erneuerung der Natur. In den Mysterien zu Eleusis, deren Wurzeln weit in die Frühzeit zurückreichen, ist im Kult vom Verschwinden und der Wiederkehr der Demeter-Tochter Persephone, auch der Kreislauf der Natur begangen worden.

In der Ackerbauzeit entstand das Dorf. Vielleicht hat sich damals die Familie als die kleinste Einheit in der größeren Dorfgemeinschaft gebildet.

Es gab viele Bindungen unter den Leuten: den Ort, die Sprache, die Lebensart, die bebauten Felder, die Sorgen um das täglich Notwendige; das Wissen, daß ihr Dasein als Geschöpfe der Natur von elementaren Mächten abhängig ist: den guten, die Wachstum und Fruchtbarkeit fördern, den schlimmen, welche die Saat nicht aufgehen lassen. Der Ort der stärksten Bindungen, der sie alle vereint, ist der Kultplatz: wird eine einfache Opferstelle sein mit Wasserbecken und den notwendigen Krügen und Geräten zu den kultischen Handlungen. Und noch eins: Ein Dorf ohne Numen ist nicht denkbar. Erklären läßt sich ein Numen nicht. Wer könnte diese göttliche Macht, das nur Gespürte, Geahnte, dinglich nicht Faßbare, mit Begriffen oder mit Worten benennen! Numen ist der gött-

liche Hauch, der nicht weht, sondern gebunden ist an einen Träger: einen Stein, eine Quelle, einen Baum oder einen Felspalt. Der zu den leisesten Regungen empfängliche frühe Mensch erfuhr das Numen an einem solchen Ort. Dort empfinden die Leute Kraft und Weisungen. Jedes Ereignis, sei es ein Haus- oder Mauerbau, Aussaat oder Ernte, jede Begebenheit im Leben des Menschen, sei es Geburt oder Tod, nahm hier seinen Anfang, und tausend Wünsche begleiteten den Mitmenschen in seinem Tun.

Die Leute gründeten ein Dorf und umgaben es mit einem Schutzwall: es konnte ein Erdwall, ein Graben, eine gepflanzte Hecke, ein vergänglicher Palisadenzaun, ein Zimmererwerk oder eine Steinlehmziegelmauer sein. Sie mußten sich schützen vor räuberischen Überfällen umherziehender Nomaden und sicher sein vor streifenden wilden Tieren. Schutzwall gefährdeten Lebens! Schutz war nicht allein der Zwang das Dorf einzufrieden. Das weite Land ringsum war dem frühen Menschen unbegrenzt und unbekannt. Indem er aus dem Umland ein Stück Erde eingrenzte, hatte er einen festen Ort für sich gewonnen. Dieses Stück Erde war ihm überschaubar: es wurde sein Dorf, seine Welt, die ihm Orientierung gab. Außerhalb der Umhegung liegt fremdes Land. Geordnet war auch der Acker, und wenn es nur die Furchen des Pfluges sind, die den Boden durchziehen und aus dem ungeordneten Wildwuchs ein Stück bebautes Land abtrennten, dann war der Acker Teil des Dorfes.

Aber über jedes Schutzbedürfnis hinaus: eine Einfriedung ist das äußere Zeichen, daß hier Menschen sesshaft geworden sind. Einhegung bedeutet zugleich Besitznahme eines Gebietes. Ein wichtiger Einschnitt in der Geschichte des Menschen. Er ist zugleich »der erste Schritt zur Ungleichheit der Menschen« (J. J. Rousseau). Hier liegt auch die Wurzel vom Neid des Besitzlosen zum Besitzenden, der Nomaden zu den Sesshaften, der zum Anlaß von Zwistigkeiten und Kampf sein kann, und wie die Geschichte lehrt, es auch ist.

In der frühen Zeit hat das Baumaterial nicht gewechselt. Die Leute bauten die Dorfmauer und die Sockel der Häuser mit Feldsteinen, Vulkangestein und Kiesel, die sie auf den Feldern und am Strand fanden, später nahmen sie unregelmäßige Bruchsteine; die Wände wurden mit luftgetrockneten Ziegeln aufgeführt. Erd- und Lehmörtel verband Steine und Ziegel. Dem Lehmziegel und dem Lehmverputz gaben sie Häcksel bei, um sie haltbarer zu machen. Das Stein- und Lehmziegelwerk war noch mit einer Lehmschicht überzogen, die gegen die Witterung schützte und verhinderte, daß der Regen den Lehm- oder Erdmörtel aus den Mauern spülte. Aber undurchlässig ist der Verputz erst, wenn die Wände getüncht sind. Im Lichte des Südens ist ein Haus oder eine Dorfmauer ohne weißen oder erdfarbenen Anstrich gar nicht denkbar. Vielleicht auch Muster.

Wenn auch kein Haus bis zum Dach steht, so sind doch der steinerne Sockel und oft Reihen von Lehmziegeln erhalten, und häufig gibt der Schutt in einem zerstörten Haus Aufschluß über den Oberbau und die Art des Daches. Ein äginetisches Haus bestand zu drei Vierteln aus luftgetrockneten Lehmziegeln; nur der Unterbau war mit Steinen gemauert. Hatte ein Haus ein flaches Dach, was häufig war, dann wurden auf den Mauern Hölzer verlegt, Seegras und Geäst darauf gebreitet und eine dicke Lehmmasse darauf gestrichen, auf die man Steinplatten legte und mit Wasser begoß, wenn die Lehmdecke zu stark ausgetrocknet oder rissig geworden war.

Die Leute wußten, daß jeder Baustoff seine Eigenschaften hat, der Naturstein wie das Holz, der Lehm wie das Seegras. Sie bauten das Haus mit Baustoffen, die auch der Gesundheit des Menschen förderlich waren. So gaben sie dem gestampften Lehm den Vorzug, weil er Feuchtigkeit nicht aufkommen läßt, gut begehbar ist. Luftgetrocknete Lehmziegel passen sich der Witterung an. Meist in der Ecke eines Raumes lag der offene Herd, ein kleines abgerundetes Steinpflaster, auf dem ein Holzfeuer brannte, um das Essen zu bereiten und sich zu wär-

men in der Kälte des Winters. Der Rauch zog an den Balken entlang und verließ das Haus durch das Dach und durch Luken in den Wänden.

Eine Torschwelle oder eine Türschwelle ist zunächst ein länglicher, zugeschlagener Stein, gesetzt zwischen zwei Torköpfen oder Hausmauern (Abb. 8;68). Der Schwellstein ist ein Grenzstein zwischen draußen und drinnen. Die Tore waren niedrig, der Mensch mußte sich bücken. Er baute keine Tore, durch die er aufrecht gehen kann oder die höher waren als er selbst. Man betrat eine Schwelle vermutlich nicht ohne Ritual. Eine Hausschwelle konnte für ein Haus stehen, eine Torschwelle sogar für ein ganzes Dorf. »Steinerne Schwelle« hieß einer der älteren Apollon-Tempel in Delphi. In der Höhlung



Abb. 9

Torstein mit zwei Augen für den drehbaren Torbalken. H 38 cm.



Abb. 8

Torschwelle (Abb. 68).

eines harten Steines drehte sich der Torbalken mit dem Torflügel. Die zwei Vertiefungen in einem solchen Drehstein sind zwei Augen (Abb. 9), nicht zufällig und nicht harmlos. Sie sind magische Kraftzeichen: sie sollten den Fremden abschrecken und schlimmen Geistern den Eintritt verwehren. Wie wichtig war die Torschwelle bei der Verteidigung. Überschritt der Feind die Schwelle, so ist das Dorf in seiner Hand.

In einem Dorf ist alles wichtig. Als die Menschen Töpfe, Werkzeug und Geräte anfertigten, fanden sie in den Erdschichten, auf den Feldern, im Wald und am Strand die Urstoffe: Tonerde, Lehm, Steine, Holz, Kiesel, Knochen. Der äginetische Töpfer nahm zu den Gefäßen den einheimischen wasserführenden, grünen Ton, der in den Wänden das Wasser ausschwitzt und so den Inhalt auch in der Sommerhitze kühl hält. Der schwere »Kugelhammer« (Abb. 10) mit den zwei Mulden zum Anfassen, diente um Steine zurechtzuschlagen oder Höl-

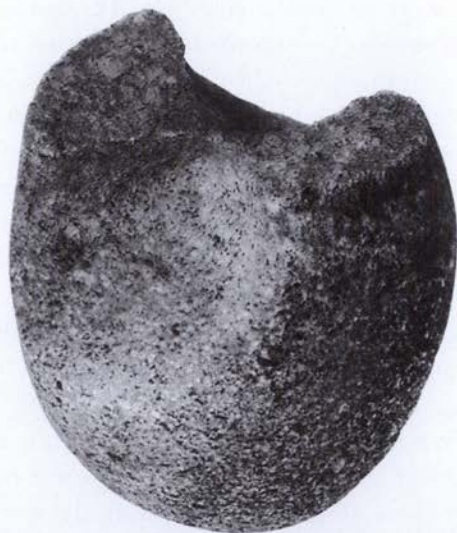


Abb.10

Kugelhammer aus hartem Stein. H 12 cm.



Abb. 11 Steinkeil. 15 cm.



Abb. 12 Steinbeil. H 23 cm.

zer in den Boden zu rammen. Der Steinkeil (Abb. 11) konnte vielfach verwendet werden. Das Beil (Abb. 12) aus weichem Kalkstein war geeignet, um Fleisch und Knochen zu zerteilen. Abgerundete kleine Steinköpfe (Abb. 13) band man an einen Holzstiel oder klemmte sie in ein gabelförmig verzweigtes Holz und verschnürte die Enden der Hölzer. Die buntfarbigen Spulen mit abgerundeten Köpfen (Abb. 14) waren vielleicht Hämmerchen, mit und ohne Stiel, oder Garnspulen. Von der Insel Melos ließen die Leute den leuchtenden schwarzen Obsidian als Rohstücke kommen (Abb. 15) und schlugen daraus scharfe Messerchen und steckten sie in beinerne oder hölzerne Griffe.

Seit Urzeiten hatten die Frauen ein Spinnerät, das sich kaum verändert hat: die Spindel, ein hölzernes Stäbchen, an dessen Ende eine Wirtel steckte. Die Wirteln waren aus Ton oder Stein, manche hatten schöne Kegelformen mit eingeritzten Mustern (Abb. 14). Aus einem Wollbüschel, das die Frau in der linken Hand hielt, zog sie Fasern, band sie an die Spindel und drehte mit einer raschen Kreiselbewegung der Spindel

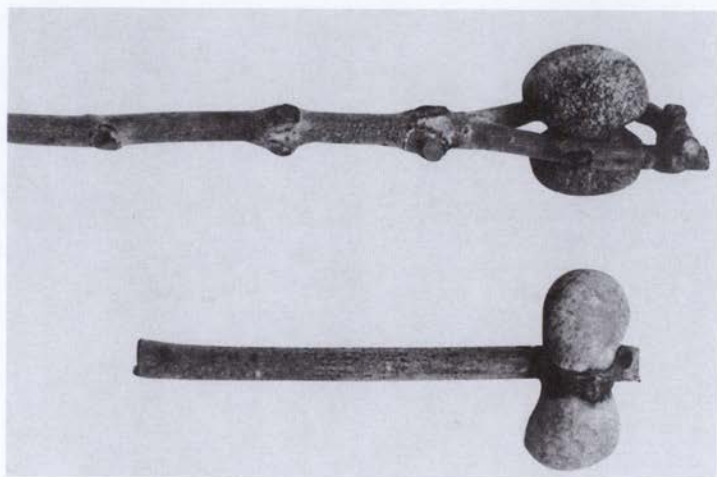


Abb. 13 Zwei Steinhämmer. H 6,5 cm und 8,5 cm.



Abb. 14 Steinernes Webgewicht, drei tönernerne Spinwirteln, vier farbige Steinstößel. H etwa 4 cm.



Abb. 15 Obsidianstück und Obsidianmesser.

Abb. 16 Beinrohr und Beinstab. H 5,8; 7,3 cm.

den Faden. Hatte der Faden eine gewisse Länge, wickelte sie ihn an der Spindel auf. Das Weben ist ein anderer Vorgang. Die Webfäden werden in einen Rahmen eingespannt, und an die Enden der Fäden, damit sie straff bleiben, Gewichte gehängt. Sie hatten verschiedene Formen, die einfachste ist eine tönernerne Scheibe (Abb. 14). Mit einer Webnadel aus Bein, Holz oder Metall (Abb. 16) führte die Weberin die Querfäden zwischen die Senkrechten. Nicht alle Textilien behielten die Grundfarbe des Fadens: man wird Stoffe gefärbt und Muster eingewoben haben, ähnlich denen auf den Gefäßen.

Zum Haushalt war außer Töpfen allerlei Gerät notwendig. In einem Mörser zerstieß die Frau mit einem Stößel Körner und Früchte (Abb. 17). Der Stein war rund, der Stößel hatte am Ende eine Rille, um ihn besser fassen zu können. Das Brotgetreide mahlte sie zwischen zwei länglichen Steinen (Abb. 18). Der untere Stein mit einer leichten Mulde war für Getreide bestimmt, mit dem oberen zerrieb sie die Körner zu Mehl, das

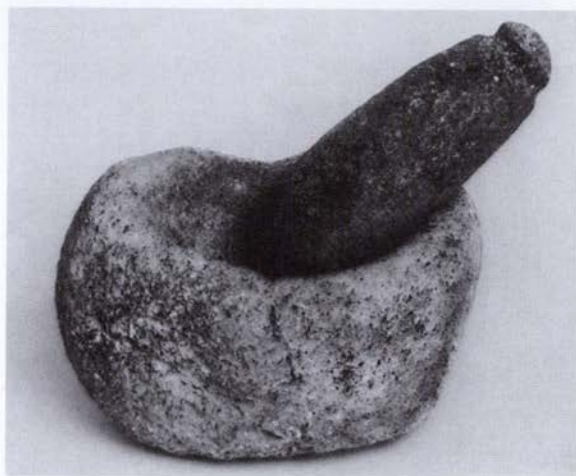


Abb. 17 Mörser. H 10 cm.

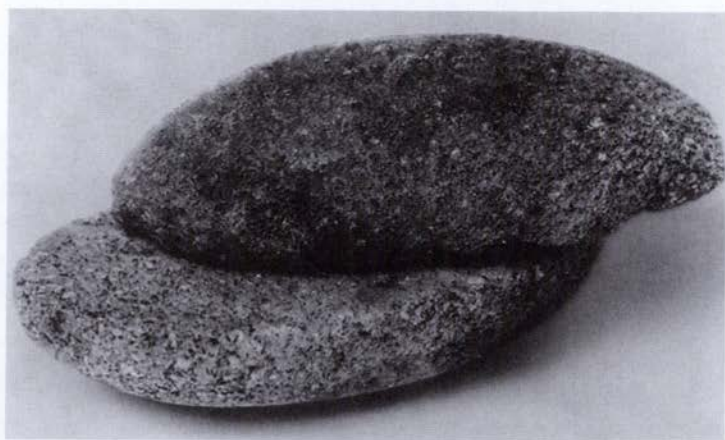


Abb. 18 Mahlsteine für Getreide. H 25 cm.



Abb. 19 Tönerne Räucherhaken. H etwa 8 cm.

auf ein darunter ausgebreitetes Tuch fiel. Zu solchen Mühlen und Werkzeugen war ein bläulichgrauer oder rötlichbrauner, grobkörniger und harter Stein geeignet, den der Gesteinskundige Andesit nennt (er gehört zur Familie der Vulkangesteine). Tongebilde (Abb. 19) werden Idole, Anker oder Haken zum Fischfang genannt. Das sind sie nicht. Es sind einfache Küchengeräte um Fleisch am Dachbalken zum Räuchern über dem Holzfeuer aufzuhängen.



Abb. 20 Tönerne Feuerböcke. L 15 cm.

Zum Töpferofen gehören tönerner Feuerböcke mit Griff auf dem Rücken (Abb. 20). Rauchgeschwärzt sind sie und Rauch zog durch die Höhlung. Die Feuerböcke sind Brennhilfen bei den Töpfen im Brennofen. Zum Stützen von Kochtöpfen auf dem Herdfeuer gab es kleine tönerner Stützen, wenn es notwendig war.

Man sagt von Menschen, die solche Werkzeuge aus Ton und Stein gebrauchten, sie seien primitiv und ihre Kultur sei eine primitive. »Es gibt keine primitiven Menschen; es gibt nur primitive Werkzeuge« (Le Corbusier). Auch die Werkzeuge sind nicht primitiv: sie waren einfach, aber dienten ihrem Zweck. Auch haben sie schöne Formen. Es war die Rede von Werkzeugen. Aber ist ein aufgelesener Stein, ein Stück Holz schon ein Werkzeug? Der Stein und das Holz sind ein Mittel, aber noch kein Werkzeug. »Das Werkzeug setzt nicht nur Verwendung, sondern auch Verarbeitung voraus« (E. Jünger). Erst wenn der Holzstiel mit dem Stein verbunden ist, ist ein Werkzeug geschaffen (Abb. 13). Stiel und Stein erinnern an den menschlichen Arm mit der geballten Faust; dennoch, Stiel und Stein sind nicht die Verlängerung des Menschenarmes, sondern ein Werkzeug, das den Arm und die Faust des Menschen ersetzt. Zur hohlen Hand und zur Muschel als natürliches Trinkgerät tritt das getöpferte Gefäß. Auch hier hat das Zeitalter des Handwerks begonnen.

Die Ruine liegt vor uns (Abb. 106): die Mauern und Türme, die Häuser, die Toreingänge mit den steinernen Pfannen. Auf den Werkplätzen sind noch die Öfen da, in denen Gefäße gebrannt und Metall geschmolzen wurde. Töpfe, Werkzeug und Gerät standen auf den Fußböden der Häuser oder lagen zerbrochen in Auffüllungen, als man sie ausgrub. Wir gehen durch die Tore, auf den schmalen Gassen und Wegen, an den Hauswänden vorbei; das Leben, um dessentwillen alles war, ist nicht mehr. Aber, wem der graue Feldstein, der schwarze Vul-

kanstein, der ungeschlagene Bruchstein, der von den Wogen des Meeres glatt geschliffene Kiesel, wem Lehm und Erde nicht mindere Baustoffe sind, wer das Mauerwerk als gefügte Materie erkennt, dem sind diese einfachen Baustoffe lebendige Zeugen der frühen Handwerker.

Tief unten, sieben Meter unter dem Fundament des Tempels und zehn Meter über dem Meeresspiegel, liegt auf Felsen- grund das älteste Dorf der ausgehenden Steinzeit (Dorf I: Anfang 3. Jahrtausend v.Chr., Abb. 21;22). Rechteckige, große Häuser entstanden (Abb. 21). Holzbalken, auf einem Stein stehend, stützten die Lehmziegelwände und das flache Dach. Es gab auch Hausformen mit ovalem oder kreisförmigem Grundriß. Auf Felsengrund stand ein mit Hölzern und Lehm, ohne Steine und Ziegel, errichtetes »Flechtwerkhaus« (Abb. 22). Was vergänglich war, ist vergangen: die Hölzer, der Lehm, der Anstrich; aber die Löcher im Felsboden und die steinerne Türpfanne bezeugen Art und Größe des Hauses (Abb. 27). In den Felslöchern steckte einst das Hausgerippe mit Balken, die sich einander zuneigten und an den Enden mit biegsamen Weidenruten zusammengeschnürt waren, vielleicht noch an einem Mittelpfosten, der senkrecht auf dem Boden steht, als Bezug oder Symbol zur Erde. Die Wände bestanden aus Flechtwerk, an das man innen und außen eine vielleicht bemalte Lehm- masse gepreßt hat. Ein dünner Lehmüberzug mit Kalkverputz war die eigentliche Schutzschicht. Das »Flechtwerkhaus« wird sorgfältig gebaut gewesen sein, einfach und war doch mehr als eine nur auf Zeit errichtete Hütte. Das steinzeitliche Dorf liegt im westlichen Teil des Hügels und reichte im Osten nicht über den Raum der späteren Dorfmauer (Abb.7) hinaus, aber es nahm die Breite des Hügels ein. Die zwei Häuser (Abb. 21;22) sind wie viele andere auf der südlichen Felsfläche erhalten. Warum gerade hier? Der Grund liegt im Gefälle des Felsens, der im Süden tiefer reicht als im Norden und vor Überbauung mehr geschützt geblieben ist.

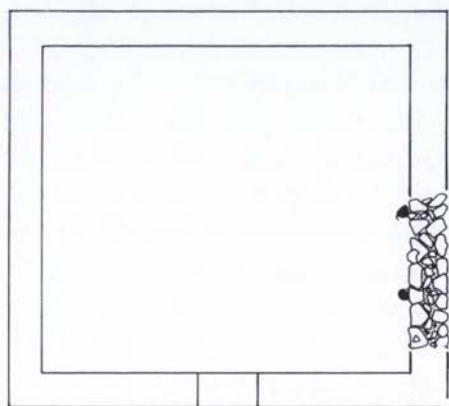


Abb. 21 Haus mit »Stützen«, Dorf I, vor 2500 v. Chr. 6 x 7 m.

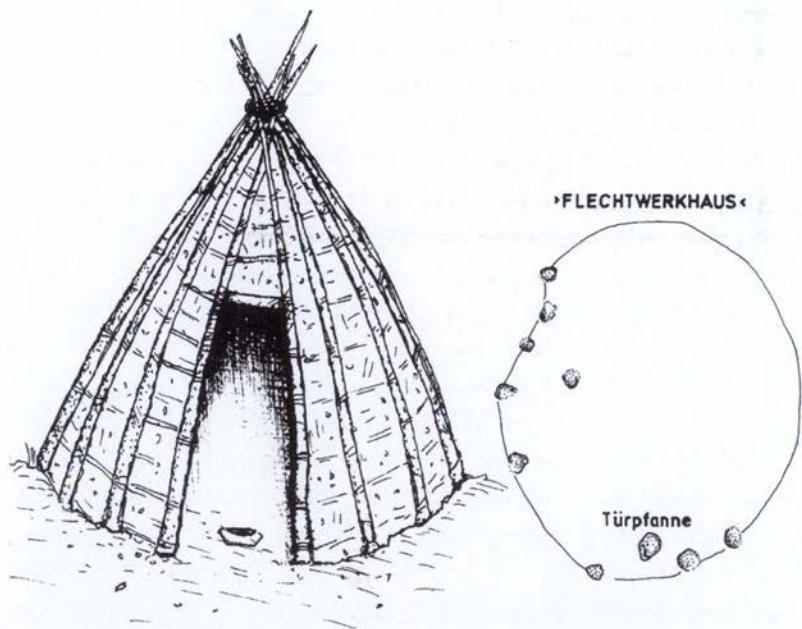


Abb. 22 »Flechtwerkhaus«, Dorf I. Rekonstruktion und Grundriß. Dm etwa 4.50 m.

Der Beginn des Ackerbaus und der Viehzucht, die sich langsam im Verlauf der Jungsteinzeit (etwa ab 6000 v.Chr.) verbreiteten, war jene große Wandlung in der Natur und in der Lebensform des Menschen, wovon auch die Gefäße und ihre Muster reden. Es sind die tiefen Näpfe und Schalen und steilwandige Schüsseln, Töpfe, die sanften Mulden gleichen, der hohlen Hand, der Höhlung einer Muschel näher stehen als einem Töpferwerk (Abb. 23). Klein und unauffällig sind die Henkel, oft nur Tonerhebungen. Bänder, Spiralen, Schnecken, Würfel, Strichgruppen legen sich um den Körper der Gefäße, mit einer Farbenpracht, deren schönste Töpferwerke vom thessalischen Boden stammen (Abb. 23). Die Töpfer der Zeit lieben den rechten Winkel nicht. Das schmale Bändernetz ist kein Mäander. Dieser ist ein geometrisches Zeichen des ersten Jahrtausends v.Chr.

Die äginetischen Töpfe der späten Jungsteinzeit, meist nur als Scherben aufgefunden (Abb. 24;25), lassen dennoch die Formen der Töpfe erkennen. Man liebte ebenso bauchige und tiefe Näpfe, Schalen und steile Schüsseln, ähnlich den älteren aus Thessalien. Alle sind sie handgemacht, die rotierende Töpferscheibe gab es noch nicht. »Von Hand geformt«, heißt vom menschlichen Körper her. Selbst dort, wo der Töpfer »kunstvolle« Formen schafft, streifen seine formenden Hände das Erdhafte und Körperliche der Gebilde nicht ab. Aber wer will die Ursachen finden, wenn eine Lehm Masse Form gewonnen hat. Stil, Gebrauch und Handhabung sind ein und dasselbe. Auch wie der Mensch das Gefäß handhaben wird, wie es in seinem Arm liegt, wie er eingießt oder die Bäuerin von den Tieren die Milch in den Topf gibt, das schafft mit an den Formen. Und endlich der tief in die Materie eingreifende Prozeß im Töpferofen: jedes Tongebilde unterzieht sich im Ofen einem Feuerengang, der nicht im Geschick und im Willen des Töpfers liegt, es ist der Stoff der Erde, der auf dem Weg durch das Feuer gereinigt und geläutert wird.



Abb. 23 Töpfe aus Dimini (Thessalien). Museum Volos. H 10,5 cm.
Späte Steinzeit. 4500–3200 v.Chr.

Ein Gefäß dient einem Zweck. Dennoch ist es nicht nur da um Flüssiges oder Festes aufzunehmen. Der Töpfer nimmt Lehmerde, knetet sie und zwingt sie in die Form, macht aus dem Gestaltlosen ein Gebilde. Der Drang des Menschen zur Form ist in den Gefäßen mitzulesen.

Helles und dunkles Rot, Gelb und Braun, Schwarz und Grau sind die Farben, die als leuchtende und dunkle Streifen auf dem Gefäß mit einem Stäbchen einpoliert sind. Gebündelte, schräg



Abb. 24 Tönerne Töpfe der späten Steinzeit. Anfang 3. Jahrht. v.Chr. Aquarell, etwa 1 : 1,5.



Abb. 25 Tönerne Töpfe. Späte Steinzeit. Anfang 3. Jahrt. v.Chr.
Aquarell, etwa 1 : 1,7.

gestellte Striche, Bögen sind die häufigsten Muster. Die Muster haben eine wesenhafte Eigenart: sie sind weder selbständig, noch suchen sie gegenseitig eine Beziehung: sie leben im Gesamtgewebe. Sind die Gefäße nur rotbraun, gelblich, schwarz glänzend poliert, so vermißt man die Muster nicht. Aber was sagen die Muster der Jungsteinzeit überhaupt? Sie zeigen in der Töpfer-Sprache zunächst, daß Menschen zusammengehören. Diese sinnlich-nahen Gefäße, sie haben auch etwas Unfaßbares. Es ist daher leichter zu sagen, was sie nicht sind: keine ästhetischen Gebilde und die Muster keine Symbole, kein Schmuck, sondern die Wirklichkeit. Aber was ist die Wirklichkeit in einer Zeit, in der das Überirdische so wirklich ist wie das Irdische, das Geheimnisvolle wie das Offenliegende? Spirituelle Zeichen? Eher wohl Bilder des Lebendigen. Das Gefäß hat einen Raum (spätere Raumvorstellungen sind von vornherein auszuschließen), vergleichbar einem Lehmhaus und darin der Mensch. Was ihn umgibt sind die Wände mit den Mustern oder allein der farbige Auftrag: es sind Erscheinungen der Natur, kosmische Mächte, die er in der ganzen Wucht der Erscheinungen erfährt. Die Muster sind Ur-sprache des Menschen mit stellvertretender Kraft – aber wer kann sie lesen?

Die weiblichen Figuren, unabhängig von natürlichen Formen (Abb. 26), sind keine Abbilder einer weiblichen Gottheit, der Großen Mutter, wie man sie nennt. Die tiefere Bedeutung solcher Idole ist die Gleichsetzung des Weiblichen mit der Fruchtbarkeit, die dem frühen Menschen eine göttliche Urkraft war, wie die Fruchtbarkeit der Erde. Hervorbringen des Lebendigen war ihm ein höheres Geheimnis als die zeugende Kraft. Der Wunsch nach Gedeihen der Früchte und der Vermehrung der Tiere wird es gewesen sein, der den Menschen bewog, in solchen Figuren die Kräfte des Wachstums zu binden. Er tat es, indem er ihre körperliche Gestalt übersteigerte.

Die jüngere Steinzeit, Zeit des Ackerbaus und der Viehhaltung ist Hesiods »Goldenes Zeitalter«; von ihm sagt er (Werke u. Tage 110): »Unter Kronos lebten die Menschen frei von

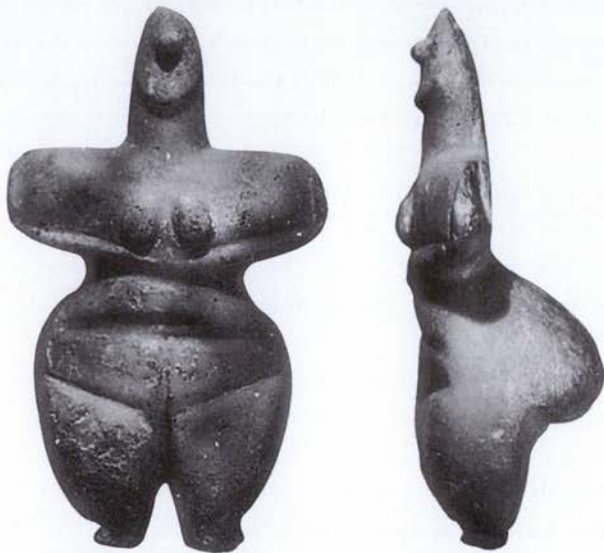


Abb. 26 Weibliches Steinidol. H 10,6 cm. 3. Jahr. v.Chr.

Leid, Not und Jammer, nicht drückte schlimmes Alter, sie lebten in Freuden und frei von allen Übeln. Von selbst gab ihnen die kornspendende Erde Frucht in Hülle und Fülle. Sie aber taten ihre Feldarbeit nach Gefallen und gemächlich und waren mit Gütern gesegnet, reich an Herden und Vieh, geliebt von den seligen Göttern«.

Zu einem Dorf gehört ein Viehbestand: Knochen bezeugen Schaf, Ziege, Rind, Schwein und andere Tiere. Die Leute jagten und fischten und sammelten im Meer Muscheln, die seit alters eine bevorzugte Nahrung waren. Bei Vollmond setzen sich Muscheln an den Riffen fest; Frauen rösten sie über dem Feuer. Ist das Muschelfleisch angebacken, wird es aus der Schale genommen. Zurück bleiben die vom Feuer gebrannten Schalen.

Im darauffolgenden Dorf II (2500-2400 v.Chr., Abb. 27) baute man längliche Häuser mit luftgetrockneten Lehmziegelwänden auf einem Steinsockel. Das Haus ist rechtwinkelig mit doppeltem Mauerkranz, hatte ein Obergeschoß mit Satteldach und gebranntem Ziegeldach. Die Räume liegen hintereinander: ein schmaler Vorraum, ein Hauptraum mit einem Hausaltar zum Opfern, zwei ungleichgroße Räume darf man ergänzen, zu beiden Seiten schmale Gänge. Die Innentüren sind aus dem Windzug der Haustüre genommen. Die neuen Hausformen weisen in die Zukunft.

Das Hausgeschirr hat neue Formen (Abb. 28–32). Die Schnabelkanne und die Schnabeltasse kommen auf. Die Gefäße haben Füße, der Henkel wird zum faßbaren Griff, die Wandung ist nach oben gezogen und die Schulter wölbt sich ein. Die Gefäße sind dünnwandig und hart gebrannt, der Überzug ist dünn, der Tongrund wirkt. Die Pracht der farbigen Muster und der warme Glanz der älteren Töpfe ist nicht mehr. Die Töpfer verzichten auf einpolierte Muster. Striche, Schnüre und Wülste gewinnen bestimmte Stellen am Gefäß. Wenn das Mauerwerk sich ändert, Hausmauern im Winkel zueinander stehen, können die Krüge nicht die alten Formen und Muster haben. Die Bronzezeit ist angebrochen. Hesiod nennt das Zeitalter das erzene oder eherne (Werke u. Tage 144) und sagt: »Zeus schuf ein neues Geschlecht redender Menschen, ein ehernes aus Eschen, wild und ungestüm; diese vollbrachten leidvolle Werke des Ares und Freveltaten, aßen auch keine Feldfrucht, sondern hatten hart-trotzigen Sinn, die Unförmigen. Gewaltig war ihre Kraft, unheimlich wuchsen ihre Hände aus den Schultern hervor an ihren klobigen Körpern. Aus Erz aber waren ihre Waffen, ehern auch ihre Häuser, und Erz war ihr Werkstoff.« Der Stoff aus dem die Menschen dieses Zeitalters waren, ist das harte Holz der Esche und das Erz. Nach Hesiod ein gewaltiges Heroengeschlecht, das an das Erz gebunden war.

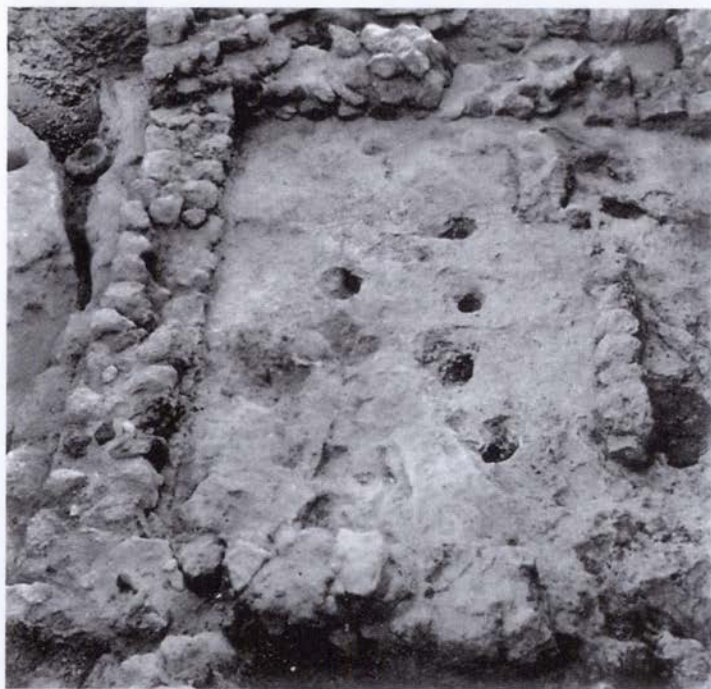
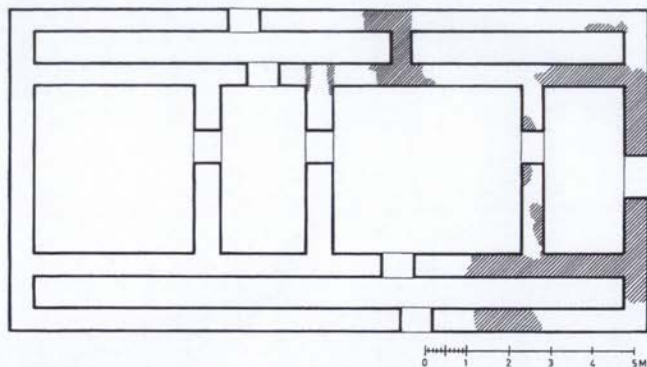


Abb. 27 »Rechteckhaus« mit Grundriß. 7,50 x 15 m. Dorf II. 2500–2400 v.Chr. Löcher im Felsboden vom »Flechtwerkhaus« (Abb. 22).



Abb. 28

Kanne. H 25,5 cm. 2500–2400 v.Chr.



Abb. 29

Schnabeltasse. H 10 cm. 2500–2400 v.Chr.



Abb. 30

Napf. H 6 cm. 2500–2400 v.Chr.



Abb. 31 Schüssel. H 15 cm. 2500–2400 v.Chr.



Abb. 32 Amphora. H 55 cm. 2500–2400 v.Chr.

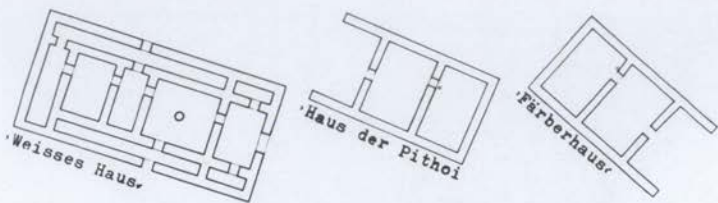


Abb. 33 Häuser im Dorf III. 2400–2300 v.Chr.

Der Hausbau hat sich im Dorf III (2400-2300 v.Chr., Abb. 33–38) wenig geändert. Man mauerte auch fortan mit Feld-, Kalk- und vulkanischen Steinen und verband sie mit einem gut gemischten Lehmörtel. Auf den regsicheren steinernen Sockeln saßen die Lehmziegel-Wände; Balkenwerk schaffte Verbindung von Mauer zu Mauer. Die Häuser sind groß. Eines mit dem Ausmaß von 9 x 18.30 m, hat unten fünf Räume und oben drei mit offenem Umgang (Abb. 34–38). »Weißes Haus« sei es genannt, weil es weiß getüncht war. Die sorgfältige Bauweise fällt auf. Die Mauern sind stark und gut gefluchtet, sie stehen alle noch im rechten Winkel, so, wie sie errichtet wurden; die späteren Hausmauern und die drückende Erdlast über ihnen haben sie nicht verschoben. Dennoch hat es keine scharfen Kanten und Ecken, darin unseren alten Bauernhäusern verwandt. Wo das Mauerwerk auf dem Felsen liegt, hat man eigens Rinnen in das Gestein geschlagen, um ihm einen guten Halt zu geben, sogar dem Regenwasser hat man Rinnen bereitet, sollte es doch einmal unter den Mauersockel eindringen.

Modell und Zeichnungen des Hauses gründen auf dem, was vorhanden ist: dem gesicherten Grundriß mit den Türdurchgängen, der 1,74 m hohen Steinsockel-Mauer, mehreren Lagen von Lehmziegeln der Wände, einigen Treppenstufen, den Resten vergangener Hölzer des Balkenwerks und den rötlich-braun gebrannten Dachziegeln. Der zweifache Mauerkranz des

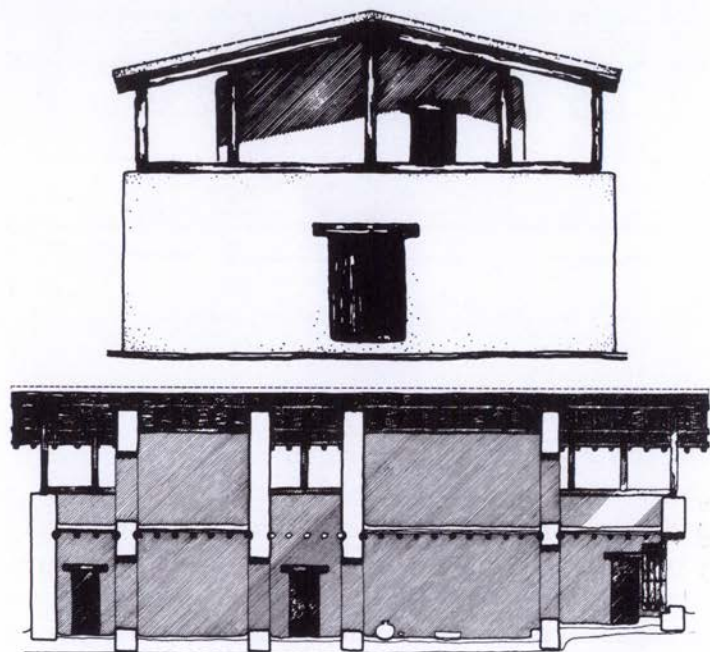


Abb. 34 »Weißes Haus«. Dorf III. Nordseite und Längsschnitt.

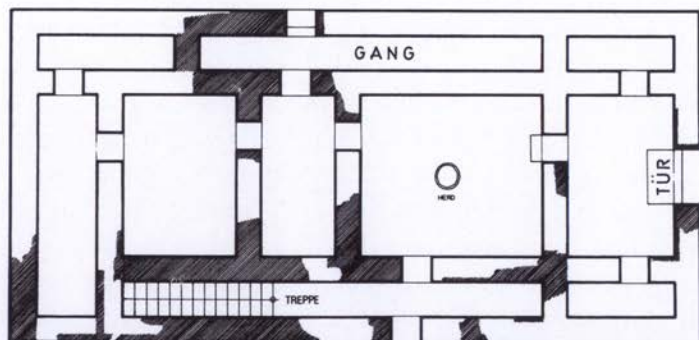


Abb. 35 »Weißes Haus«. Grundriß. 9 x 18,30 m.

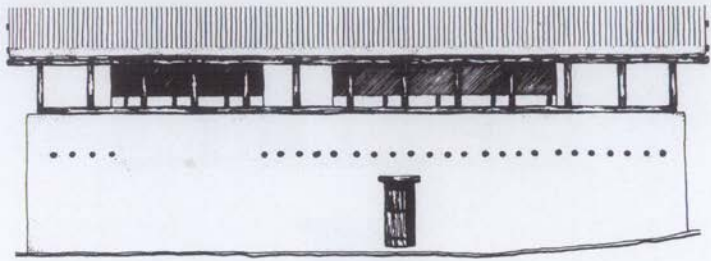


Abb. 36 »Weißes Haus«. Längsseite

Hauses war für ein Stockwerk bestimmt, dessen Mauern auf den unteren aufsaßen. Über eine Lehmziegel-Treppe mit vierzehn Stufen (Abb. 35) kam man in ein galerieartiges Obergeschoß mit Holzstützen, welche die Dachränder trugen. Warum ist ein offenes Stockwerk anzunehmen? Weil es neue Räume und viele Vorteile brachte: Früchte, Getreide, Felle konnten der Luft und der Sonne ausgesetzt werden; ein solches Obergeschoß erschließt auch das untere neu. Schräge Dächer hatten schon steinzeitliche Häuser, um Regenwasser rascher abzuleiten. Ein Sattel-Giebeldach besaß das »Weiße Haus«, dazu sind gebrannte Ziegel vorhanden. Eine dicke Lehmschicht dichtete die Wände ab; eine dünne, grünliche war der eigentliche Schutz gegen Regen und Feuchtigkeit. Darauf war Kalk gestrichen, so dick und fest und weiß wie die Schale eines Eies. Die Haupttüre des Hauses liegt in der Mitte der Nordwand und drehte sich in einer steinernen Türpfanne. Die Innentüren sind aus dem Windzug genommen und erschließen die hinteren Kammern, andere die Flure und machen das Haus auch von den Langseiten zugänglich. Alle Türen gehen nach innen auf. Verriegeln konnte man die Haustüren nur von innen (Abb. 37), wenn die Leute im Haus waren, untertags war es nicht notwendig: was sollten sie auch verbergen?

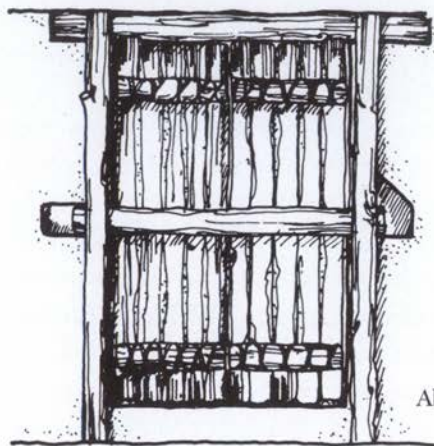


Abb. 37 Haustür des »Weißen Hauses«. Rekonstruktion

Das »Weiße Haus« war ein Firsthaus mit offenem Dachstuhl (Abb. 34;38). Im Hauptraum, dem größten aller Räume, lag ein tönerner Herd (Abb. 35), der wahrscheinlich kultischen Verrichtungen diente. In der mittleren Kammer, die ohne Zwischendecke vom Fußboden bis zum Dach reichte, ist eine offene Feuerstelle anzunehmen, ohne Kamin. »Der Rauch sucht sich seinen Weg durch das Gebälk und hinterläßt würzigen Harzgeruch in allen Kammern« (K. H. Waggerl). Rauchkuchl würde man den Raum nennen, eine Art Räucherkamer, die es noch heute in alten Höfen gibt. Wie sollte sich denn das Fleisch für Tage und Wochen halten, wenn der Rauch es nicht konservierte? Es gab ja auch Haken, an denen man das Fleisch zum Räuchern am Balken aufhängen konnte (Abb. 19). Der Rauch, der längs des Firstbalkens streicht und durch das Gebälk und die Luken entweicht, war auch dem Holz günstig, das er stets trocken hielt, imprägnierte und haltbar machte. Das Haus hatte keine Fenster. Menschen des Tages brauchen das Licht im Hause nicht. Tagsüber drang es durch offene Türen in die Räume. Im Sommer war man untertags außer Hauses. Im Winter schürte man das Herdfeuer, um sich zu

wärmen, und es war hell in allen Räumen. Und nachts war es hell, solange das Feuer brannte, dessen Lichtschein bei offenen Türen in die Kammern und die Flure drang.

In allen Bauteilen spürt man die Hand des Menschen, der den Lehm aufbereitete, den Stein darein setzte und die Lehmziegel der Wände formte, der in einem Sandbett eine dicke Lehmschicht ausbreitete und, nachdem sie getrocknet war, rechteckige Tonplatten als Dachziegel schnitt und sie brannte.

Als der Erbauer die Grundmauern des »Weißen Hauses« legte, ging er von einem Maß aus, das er stets bei sich hatte: Seinen Fuß (30 cm auf unserem Meterstab) als Grundmaß der Länge und Breite des Hauses (9 x 18.30m), der Mauerstärken (75 cm), der Haustüre (1.50 m), der Flure (90 cm), der Raumgrößen und wahrscheinlich aller Höhenmaße. Wenn auch die Maße je nach Größe des Erbauers wechselten, sie waren stets Menschenmaß, in ein gebautes Gebilde umgesetzt. So kam der Mensch im Haus zu einer Ordnung, die ihm angemessen war, und die Räume waren ihm nicht fremd oder gar bedrohlich.

Über alle Maße hinaus: Das Haus war der Gesundheit des Menschen förderlich, weil die Baustoffe der menschlichen Physis entsprachen; die Leute sich nicht an körperfremde Baumaterialien zu gewöhnen brauchten. Luftgetrocknete Lehmziegel atmen wie die menschliche Lunge: sie dehnen sich aus und ziehen sich zusammen und sorgen für einen gesunden Luftaustausch. Auf den Holzbalken unter dem Ziegeldach liegt Gras aus dem Meer, das der Lunge und den Atemwegen gut ist. Der feste Lehm Boden läßt schädliche Pilze nicht aufkommen, was den Füßen gut tut. Aus der Einheit der Baustoffe und des Menschen eigenem Maß ist das Haus entstanden, das man »Haus des Menschen« nennen muß. Die Menschen bauten aus einer alten Weisheit heraus, die ihnen die Natur mitgegeben hat. Freilich, die Welt war damals viertausend Jahre jünger. Nicht allein für das »Weiße Haus« gilt das Fußmaß: es war das Maß aller Häuser seit dem »Rechteckhaus« (Abb. 27).



Abb. 38 »Weißes Haus«. Modell in Gips (von Dipl.-Ing. E. Wachter).

Das Haus, gegründet auf einer Grundfläche von 164,70 m² und sieben Meter hoch, ist geräumig und muß in seiner äußeren Erscheinung stattlich gewesen sein, mit dem roten Ziegeldach über weiß getünchten Wänden (Abb.38). Für wen wurde dieses außergewöhnliche Haus am Südrand des Felsplateaus und nahe der Verteidigungsmauer gebaut, von dem der Blick über die Südbucht und fernhin übers Meer reicht? Vielleicht wohnte in ihm ein Mann von hohem Ansehen, den besondere Kräfte auszeichneten und der näher zur Gottheit stand als die Mitbewohner, der die Angelegenheiten im Dorf regelte, Jagd und Fischfang anordnete, den Anbau auf den Feldern bestimmte. In diesem außergewöhnlichen Haus versammelte sich wohl die Gemeinschaft der Männer um den Herd. Kultische Bräuche sind alt und beständig, und so kann es sein, daß eine Herd-Gemeinschaft schon in uralter Zeit bestand.

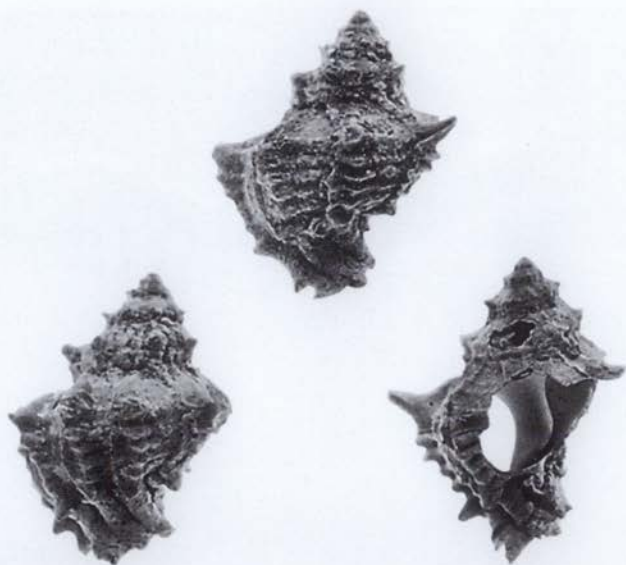


Abb. 39 Purpurnuscheln aus dem Färberhaus« (Abb. 37).

Nördlich des »Weißen Hauses« liegt das mauerstarke »Färberhaus«, genannt nach den aufgefundenen Purpurschnecken (Abb. 33;39), mit einfachem Grundriß, und zwischen beiden Häusern das ihm ähnliche »Haus der Pithoi«, genannt nach den Pithoi im Haus (Abb. 33). Die Häuser im Dorf standen offenbar frei; es gab keine Gassen und Wege, die zu Haustüren führten, sondern rings um die Häuser ausgebreitete Kieschüttungen. Die Verteidigungsmauer ließ sich auf der ganzen Länge im Osten nicht ausfindig machen. Aber der eine Toreingang mit keilförmig verdickten Köpfen und ein Stück Mauer sind erhalten. Gleich dahinter liegt das »Weiße Haus«.

Im »Färberhaus« lagen große Mengen Purpurschnecken aus dem Meer (Abb. 39). Beim Aufgang des Sirius, wegen seiner Menschen und Tiere ausdörrenden Hitze auch Hundstern genannt, verstecken sich die Schnecken dreißig Tage. Im Frühlingsbeginn, versammeln sie sich und scheiden den Purpursaft, eine zähe Flüssigkeit aus dem Schlund aus, mit der Frauen Gewänder färbten, was im »Färberhaus« geschah.

Zum Leben war ein Hausrat notwendig: Töpfe und Werkzeuge. Als Hauptgefäß stand in jedem Haus der Pithos, ein Vorratsbehälter, darin man Getreide, Früchte, Oliven aufbewahrte und der seinen festen Platz im Boden des Hauses hatte, wo er mit dem stumpfen Fuß eingelassen war (Abb. 40). Es gab kleine und große, fast mannshohe Pithoi mit meist vier Griffen zum Tragen. Im »Färberhaus« standen zwei; im benachbarten »Haus der Pithoi« ein länglicher und ein kugeliges Pithos (Abb. 40;41). Die Mehrzahl waren kleinere Töpfe. Im »Weißen Haus« lagen achtundzwanzig ganze irdene Töpfe: vier Pithoi, Amphoren, Schnabelkannen, Pyxiden, Humpen, Schüsseln, Näpfe und Teller (Abb. 42-44).

Gefäße in diesem Jahrhundert haben eine stereometrische, reine Form, die ohne Muster stärker wirkt. Die Kanne Abb. 42 ist einfach, schön und klar wie ein Kristall. »Die richtig herausgeholt Form drückt ihren Dank dadurch aus, daß sie selbst

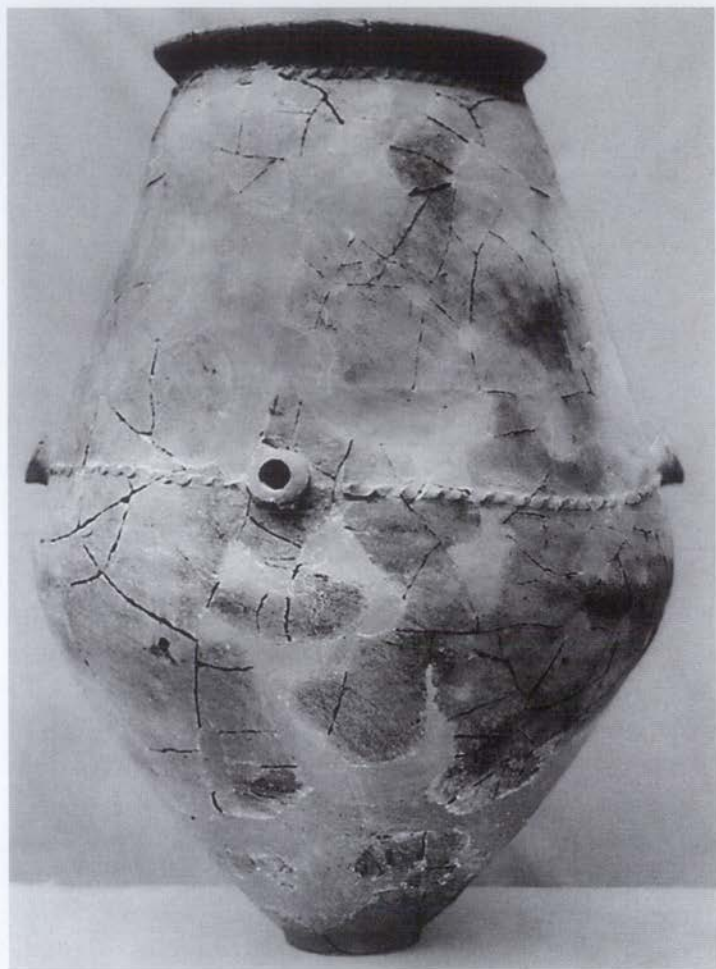


Abb. 40 Pithos. H 104 cm. 2400–2300 v.Chr.

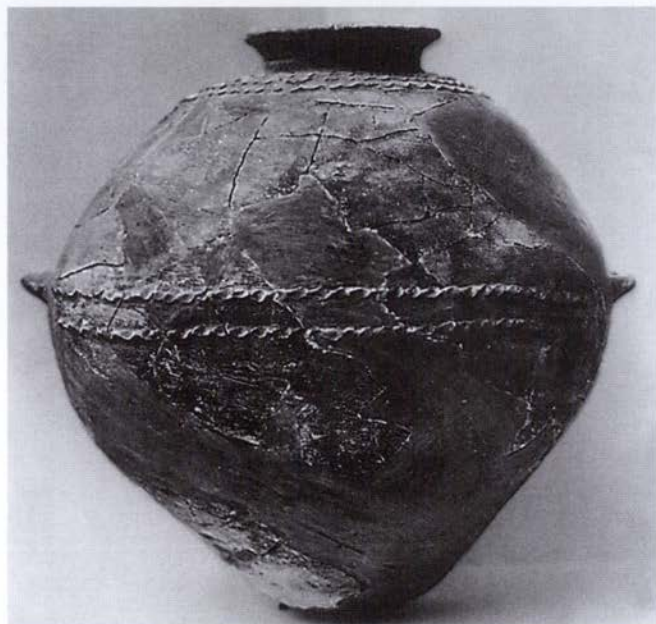


Abb. 41 Pithos. H 72 cm. 2400–2300 v.Chr.

ganz allein für den Inhalt sorgt« (W. Kandinsky). Über die Schärfe der Form hinaus ist auch die Hand dessen mitzusehen, die zwischen Henkel, Hals und Schulter die Kanne faßt und sie an den Körper hält. Und doch haben solche Gefäße etwas Unwirkliches. Man blickt auf den Pithosgriff wie auf ein magisches Zeichen (Abb. 40).

Der Pithos, die Schnabelkanne (Abb. 40;42) und das »Weiße Haus«, sie gehören zusammen; und wenn von dem Haus gesagt werden kann, daß es Architektur ist, dann von der Kanne und dem Pithos, daß sie die gleiche Formkraft besitzen. Die einfache Schönheit solcher Formen und die strenge Bauweise des Hauses kehren freilich nicht wieder.



Abb. 42 Kanne. H 26 cm. 2400–2300 v.Chr.

Das Schicksal des dritten Dorfes ist unbekannt; Spuren eines Brandes oder einer gewaltsamen Zerstörung waren an den Hauswänden nicht zu finden. Es ist kein Ereignis faßbar, das die Leute im darauffolgenden Dorf zwang, einen Metallschmelzofen in den Hauptraum des »Weißen Hauses« einzubauen. Aber seltsam wäre es doch, wenn man ein solches Haus ohne Not aufgegeben hätte; wahrscheinlich ist es beschädigt oder teilweise zerstört worden.



Abb. 43 Schnabeltasse. H 17,5 cm.
2400–2300 v.Chr.

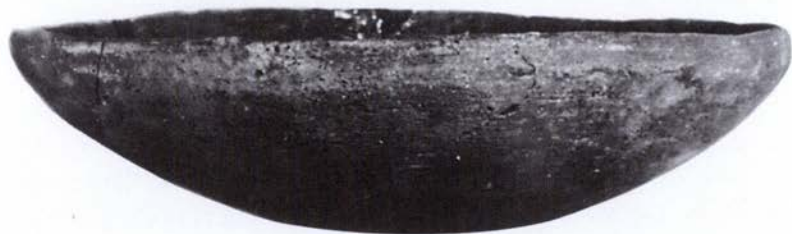


Abb. 44 Schüssel. H 6,6 cm. 2400–2300 v.Chr.

Es sind noch wenige Mauern des Dorfes IV (2300–2200 v. Chr.) bekannt: eine Hausecke, das bis auf den Steinsockel abgetragene »Weiße Haus« mit Anbauten für Werkstätten. Ein notdürftig aufgebautes Dorf aber war es dennoch nicht, dazu ist der Kupferschmelzofen zu gewichtig (Abb. 45;46).

Seit der späten Steinzeit hat man den Kupferbergbau betrieben. Das Metall wurde auf einfache Weise in Gußtiegeln geschmolzen und in Barrenform gegossen. Eines Tages hat ein

Äginete Schmelzvorrichtung und Barrenform in einer Anlage vereint. Der Ofenbauer setzte in den großen Raum des »Weißen Hauses« (Abb. 35) ein »Podest« aus luftgetrockneten Lehmziegeln und darauf den Ofenkorb als den eigentlichen Schmelzofen, denn der mußte zugänglich und mit feuerfesten Schamottsteinen gemauert sein, in ihm war ja die Feuerung. Die unterirdischen Elemente des Ofens – der Feuerrost, der Gußkanal mit der Schmelzrinne, die Gußpfanne und die Barrenform – waren als eigens modellierte Lehmziegel in das Ziegelpodest eingebaut (Abb. 46). Solange der Ofen geheizt war, erwärmten sich die Ziegel insgesamt, und die Wärme hielt noch an, wenn die Ofenglut schon erloschen war, was verhinderte, daß das fließende Metall auf dem Weg zur Barrenform erstarrte. Die Anlage (Abb. 45) ist einfach, allein der trichterförmige Teil unter dem Rost scheint kompliziert zu sein. Dort liegt nämlich das obere Ende des Gußkanals, das den Rost trägt und das flüssige Metall aufnimmt auf seinem Weg nach unten. Damit beides möglich ist, sind Gußkanal und Schmelzrinne halbrund geformt und ihre Wand, gleich einem Trichter, hochgezogen bis unter den Feuerrost. Sauerstoff brachte nicht ein Gebläse ein, um die Glut zu halten. Dicht unter der Oberfläche und quer zum Gußkanal liegt ein lehmverstrichener, oben geschlossener, nordsüdlich gerichteter Luftkanal. In ihn dringt kühle Außenluft ein, vor allem durch den Nordwind, und heizt die Kohlenglut. Weil der Ofenbau von den Häusern des folgenden Dorfes nur eingedrückt war, und noch Metallreste und Beigaben sich in ihm fanden, läßt sich der Schmelzvorgang genau nachvollziehen. Der Gießer legte mehrere Schichten angeglühter Holzkohle und Metallstücke in den Schamott-»Korb«, schloß die Haube, bis auf ein kleines Rauchloch. Schmolz das Metall, dann floß es ohne Anstich durch den Rost, gelangte über den sich verengenden Trichter in die 1.80 m lange Schmelzrinne des Gußkanals, in die Gußpfanne und sammelte sich als acht bis zehn Kilo schwerer Barren in der Barrenform. Durch eine Öffnung in der Gußpfanne nahm man das Metallstück heraus,

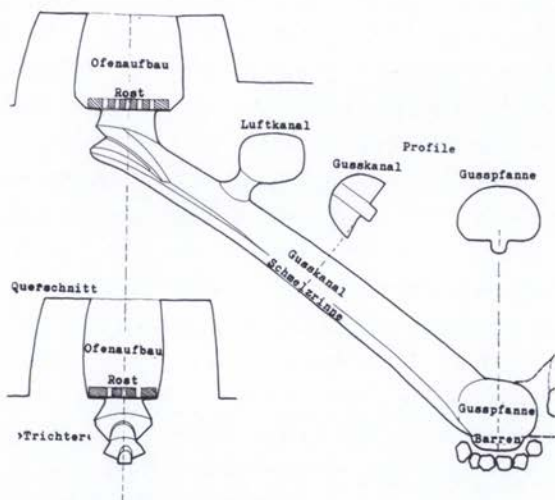
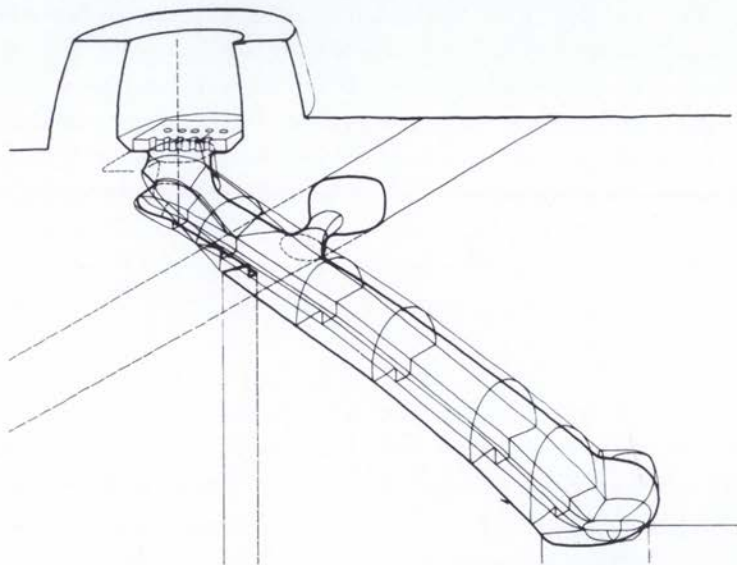


Abb. 45 Kupferschmelzofen. Isometrische Zeichnung und Längs-
schnitt des Gußkanals. 2300 v.Chr.

wenn es erkaltet war. Wo blieb die Schlacke, wenn das Kupfer bei 700 Grad flüssig wurde und seinen Weg in die Tiefe nahm? Sie mußte zurückgehalten werden und durfte durch den Rost nicht in den Gußkanal dringen, denn der war von außen unzugänglich und konnte nicht ausgebessert werden, falls er durch die nachdrängende Schlacke doch beschädigt wurde. Um dies zu verhindern, gab der Kupferschmied einen Kalzitstein, genannt Kalkspat oder Doppelspat, in den Ofen. Kalzit hat nämlich die Eigenschaft, bei gleicher Temperatur mit dem Kupfer zu schmelzen, es zu reinigen und die Schlacke festzuhalten, wenn das Metall den Ofen verläßt.

In der Erde wächst das Erz, wie alle Metalle, und reift aus. Als der Mensch Erzdern entdeckte und das Kupfererz aus dem Boden schlug, brachte er es in den Feuerofen, wo es im Feuergang von den Erdschlacken gereinigt, vom Kupfererz zum nullwertigen Kupfer sich verwandelte. Je öfter ein Metall geschmolzen wird, desto leichter schmiedet der Kupferschmied Waffen und Werkzeuge. Viel später noch glaubten die Menschen im Mann am Feuerofen seien dämonische Kräfte wirksam. Der Prozeß im Feuer muß ihnen als Vorgang außerirdischer Kräfte erschienen sein.

Kupfer war nicht das einzige Metall, das man gewonnen und geschmolzen hat. Neben dem Kupferofen fand sich ein Ofen ohne Gußkanal. Wahrscheinlich wurde auf ihm Blei in einer Schmelzpfanne geschmolzen. Blei schmilzt im Feuer sehr leicht, noch ehe es glüht, bei einem Hitzegrad von 327° Celsius. Blei wurde vielfach verarbeitet: man machte daraus Nieten, Gewichte, Spinnwirtel; gebrochene Töpfe wurden mit Bleidraht geflickt; auch im Schiffsbau wurde Blei gebraucht. Bei dem hohen Stand der Metallverarbeitung darf man annehmen, daß sie schon eine Legierung kannten: vielleicht eine Arsenlegierung.

Wer mit einem Stoff der Natur umgeht, der erfindet nicht, er entdeckt (W. Heisenberg). Der Mann des dritten Jahrtausend

sends v.Chr. mußte erst die Möglichkeiten entdecken, die in einem Kupferbarren liegen und die Wirkung des Kalkspats im Feuergang. Der Metallgießer mußte Einsicht haben in »chemische« Vorgänge, er mußte um die Wechselwirkung zwischen Feuer und Zugluft wissen, die Laufgeschwindigkeit des fließenden Metalls kennen, damit es auf dem Weg zum Ziel nicht erkaltet. Erst wenn er weiß, was das Feuer vom Metall fordert, was das Metall im Feuer verliert und was es gewinnt, kann auch der Ofenbau gelingen. Der äginetische Kupferschmelzofen ist auf griechischem Boden der erste seiner Art. Als er um 2300 v.Chr. gebaut wurde, war die Frühform des Hochofens geschaffen.



Abb. 46 Kupferschmelzofen. Gebranntes Tonmodell. H 1.40 m-.
(Dorf IV. 2300 v.Chr.)

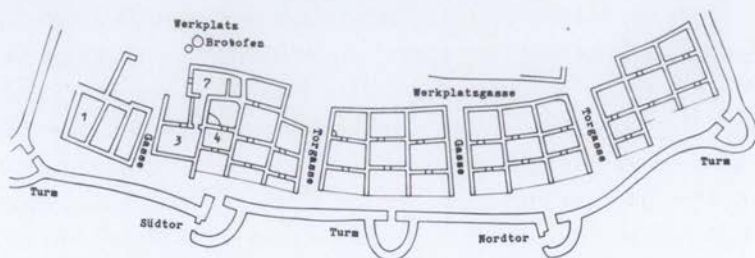


Abb. 47 Dorfmauer mit Häusern Dorf V. 2200–2050 v.Chr. L 85 m.
Von Osten

Was uns selbstverständlich ist, das war es dem Menschen vor viertausend Jahren nicht. Schon das Feuer ist keine Menschenerfindung, es wurde entdeckt. Nach dem Glauben der Griechen war es alleiniger Besitz der Götter, bis Prometheus heimlich das Feuer, in einem Rohr versteckt, vom Olymp auf die Erde brachte. Zeus war die Tat so ungeheuerlich, daß er Prometheus an den kaukasischen Felsen schmieden ließ. In seinem Ärger hegte er die Absicht das Menschengeschlecht gegen ein neues auszutauschen. Zur Strafe schickte er den Menschen eine Frau in Gestalt der Pandora mit einem Krug, in dem alle Übel und Krankheiten verborgen waren. Als sie unter den Menschen war, öffnete sie den Deckel und entließ alle Plagen, nur die Hoffnung hielt sie zurück.

Dorf V (2200–2050 v.Chr., Abb. 47–52;78;79). Von der Dorfmauer nach Westen zum Meer hin, sind wahrscheinlich nur mehr Mauerreste erhalten. Als die Felsränder abbrachen, stürzte auch sie in die Tiefe: aber der wichtige Ostteil der Mauer mit fünf Türmen, zwei waren zugleich Tore, ist noch auf einer Länge von etwa fünfundachtzig Metern erhalten. Die Mauer mit einem Steinsockel (1.20 m hoch) und Lehmziegeln (etwa 60 cm hoch) unterscheidet sich in der Bauweise nicht von

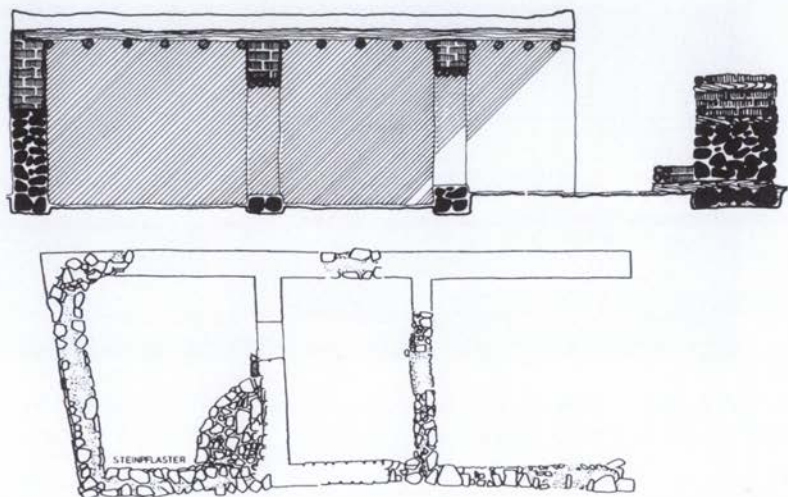


Abb. 48 Haus 6 rekonstruiert mit Dorfmauer und angeschobener Stufe. Grundriß des Hauses 4.

einer gewöhnlichen Hausmauer. Da die Befestigungsmauer nicht die erforderliche Breite für einen Wehgang hatte, schob man eine niedrige Lehmziegelstufe, mit Hölzern versteift, innen an den Fuß der Mauer (Abb. 48). So konnten die Verteidiger die Mauer als Brustwehr nehmen.

Die Tore waren bei einem Angriff die gefährdetsten Teile einer Befestigungsmauer. Fallen die Tore, fällt das Dorf. Ein größerer Schutz des Eingangs war daher notwendig. Man zog ein rondellartiges Mauerstück um ihn herum (Abb. 52). Der Eintretende mußte erst den Mauerbogen passieren und kam dann, über einen schmalen Durchlaß, auf die Innengasse. Die Tore öffneten sich nach Süden; man fürchtete den heftigen Nordwind und das Regenwasser, welches in den Eingang fließen konnte. Was den angreifenden Gegner angeht, so war es schwieriger, bei steigendem Gelände in das Dorf einzudringen.

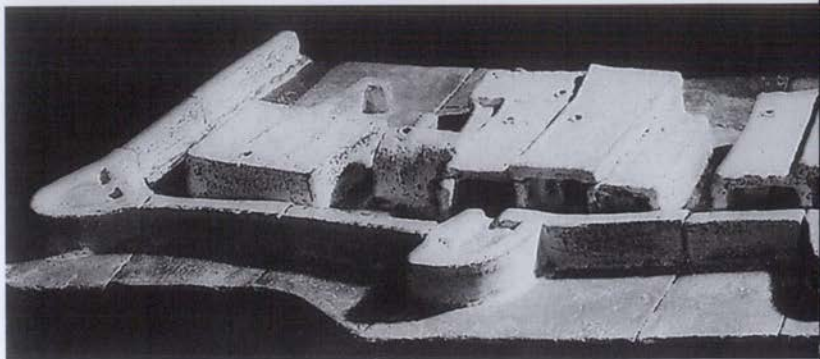


Abb. 49a Tonmodell des Dorfes V, mit Dorfmauer und Häusern. Von Osten.

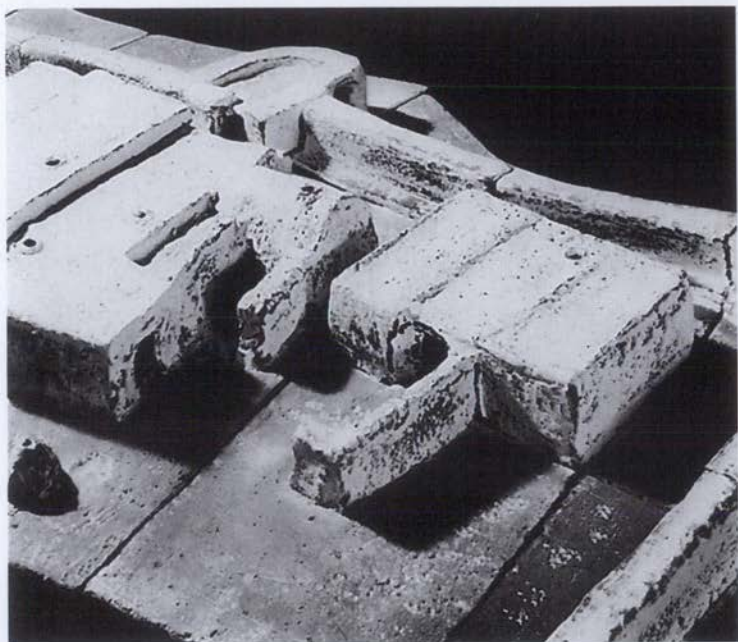


Abb. 49b Haus 1, »Schmiede« 3 und andere Häuser. Von Westen.

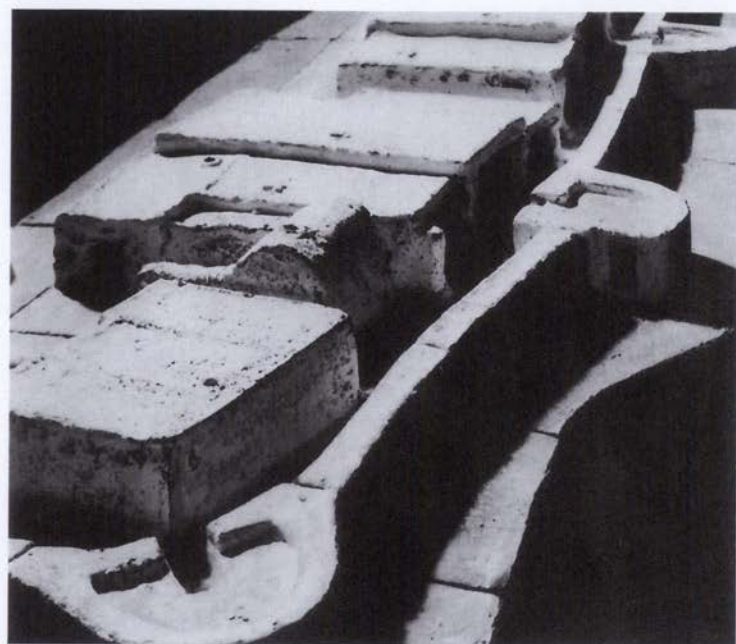
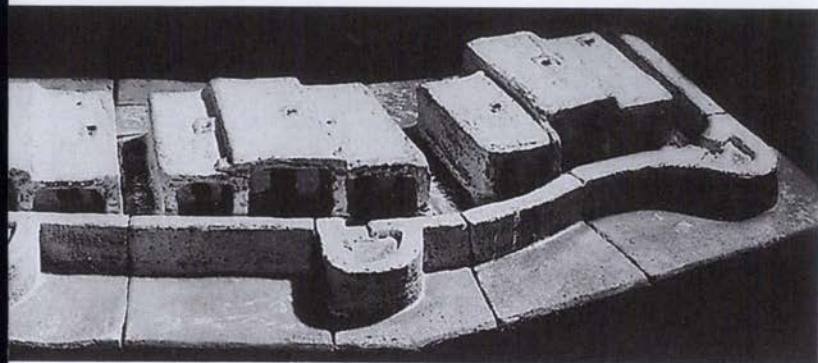


Abb. 49c Haus 1, »Schmiede« 3 und andere Häuser. Von Süden.

Und trat der Krieger, in der rechten Hand die Lanze oder das Schwert, aus dem Tor, so hielt er dem Feind die geschützte linke Schildseite entgegen.

Die Tore waren zugleich überdeckte Türme mit Brustwehr, hinter denen die Krieger geschützt standen. Zwischen den Tortürmen war noch ein halbrunder Turm erforderlich, der den Abstand verringerte, eine gute Schußweite versprach und den Toren einen Flankenschutz bot. Auch an den Längsseiten werden Türme an der Dorfmauer, zum Strand und zum Meer hin, gewesen sein. Eine zweite Verteidigungslinie lag hinter der Mauer, auf den Dächern der etwa 2.40 m hohen Häuser



Abb. 50 »Schmiede« (modernes Dach). Häuser des Dorfes V. Von Süden.

(Abb. 47–49). Von hier oben konnte der Feind bekämpft werden, wenn er sich der Dorfmauer näherte oder schon über die Tore eingedrungen war.

Die Ordnung des Dorfes wird bestimmt durch Reihenhäuser. Durch gemeinsame Wände von zwei oder drei Häusern sind Wohnviertel entstanden (Abb. 47;49). Zwei Hauptgassen, ausgehend von den zwei Toren der Befestigungsmauer, führen durch das Innendorf weit nach Westen (Abb. 47;112;113). Quergassen überschneiden die Hauptgassen, deren eine zu einem Werkplatz (Abb. 47) führt. Wo es nötig war, hat man engere Gassen zwischen die Wohnviertel gelegt. Das Dorf war



Abb. 51 »Schmiede« und Hof davor. Von Westen.

so übersichtlich. Die Gassen erschlossen das Wohnviertel und das Dorf. Man konnte zu allen Toren, Türmen und Haustüren gelangen.

Die bevorzugte Hausform im Dorf V ist das einstöckige, rechteckige Haus mit zwei Längswänden und Querwänden, die meist zwei bis drei Kammern hinter einem offenen Vor-



Abb. 52 Südtor der Dorfmauer. Dorf V (Abb. 47). Von innen.

raum erbrachten (Abb. 47). Häuser mit gemeinsamen Wänden haben flache Dächer mit Balken als Unterzug und einer Lehmdecke. Möglich, daß noch ein Stützbalken im Eingang stand. Auf einem Steinsockel wurden luftgetrocknete Lehmziegel gesetzt (Abb. 50–52). In der Ecke eines Raumes lag gewöhnlich der Herd (Abb. 48), einige Steinplatten mit zwei hochgestellten Steinen, auf denen der Kochtopf über dem Holzkohlenfeuer stand. Das Haus 3 (Abb. 47;49–51), unmittelbar hinter der Befestigungsmauer, ist spitzbogig und bis oben hin mit Steinen gemauert. Ein Spitzkragengewölbe ist es nicht, wo zugeschlagene Steine mit der Aufmauerung immer tiefer nach innen rücken, bis der Keilstein die Lücke schließt und den Druck der Wände aufnimmt. Man baute mit kleinen Feldsteinen, da mußte der Lehmörtel sehr gut gemischt sein. Das Haus mit dem Spitzgewölbe über einer Kammer und einem ummauerten kleinen Hof davor, war wohl eine »Schmiede« oder eine Werkstatt, in der ähnliche Arbeiten verrichtet wurden. Neben der »Schmiede«, mit ihr durch eine Wand verbunden, steht das Haus 4 (Abb. 47), in dem große Mengen von Getreidekörnern und Mehl auf dem Fußboden um einen Mühlstein lagen, mehr als zu einem Haushalt notwendig war. Hier im Südosten des Dorfes, unweit vom Werkplatz, liegt die »Schmiede« und ein »Mehlladen«. Dann wird das Nachbarhaus I mit drei Kammern und neunzehn Töpfen wohl ein »Töpferladen« gewesen sein.

Am Südende der Werkplatzgasse stand ein Ofen, in dem Brot gebacken wurde (Abb. 53;47). Ganz ist der Backofen nicht erhalten, aber doch soviel, um über die Ofenform und den Backvorgang aussagen zu können. Das Ofengehäuse war aus Schamott, einem Bienenkorb ähnlich geformt. Ein spitzbogiges Ofenloch, mit Steinen eingefast, führte in den Heizraum, der auch der Backraum war. Davor eine kleine mit Lehm ausgestrichene Kuhle. Sehr viel anders als die alten Bauernbacköfen, die da und dort noch auf dem Lande stehen, war der Ofen

nicht, nur kleiner und ohne hohen Unterbau. Und gebacken wurde das Brot auf die gleiche Weise. Mit der handlichen Steinmühle (Abb. 18) wurde das Korn, es fand sich Spelzweizen, langsam und schonend gemahlen: wertvoll, weil so die heilbringenden Nährstoffe im Korn erhalten blieben. War der Brotteig geknetet, wurde der Ofen vorbereitet: Man legte Holzscheite, die eine gute Glut geben, in den Ofen, zündete sie an und verschloß das Ofenloch mit einer Steinplatte. Waren der Ofenmantel und die Bodenfläche genügend erhitzt, dann wechselten die Steine die Farbe und wurden weiß. Jetzt war der Zeitpunkt gekommen, die Glut aus dem Ofen in die Aschenkuhle zu räumen und den Brotteig einzuschießen. In der gespeicherten Hitze, die von der Schamotthaube, dem Kieselboden und der Glut in der Aschenkuhle ausgeht, backt das Brot. Gesundes Holzofenbrot.

Es ist noch anzumerken: Werkplätze und Öfen lagen nahe an der Dorfmauer, in der weniger Holz verarbeitet und die Brandgefahr geringer war als weiter innen im Dorf. Und die Läden für Brot, Mehl, Töpfe: auch sie waren vorne im Dorf, damit jeder sich versorgen konnte.

Eng war es im Dorf. Die Häuser waren gedrängt, die Gassen eng, kaum breiter als 1.20 m. Doch das Leben spielte sich nicht im Dorf, sondern auf unbebautem Feld vor der Dorfmauer ab. Dort hatten die Leute kleine Kochstellen und konnten in Felslöchern Hölzer zu notdürftig gedeckten Hütten aufstellen, um zu nächtigen in der Sommerzeit. Dort blieb auch das Vieh in behelfsmäßigen Einzäunungen, wenn es nicht gerade auf der Weide war. Im Dorf selbst war für Tiere kein Platz.

Von den Häusern der ersten Häuserzeile waren nicht alle zugänglich, denn spätere Mauerbauer haben Befestigungen in und auf die Häuser gesetzt (Abb. 148). Dennoch konnten die Häuser erschlossen und viele Gefäße und Geräte in den Kammern geborgen werden (Abb. 54–62). In dem Haus 1 standen neunzehn Töpfe, darunter vierzehn Humpen; im Haus 7 fünf-

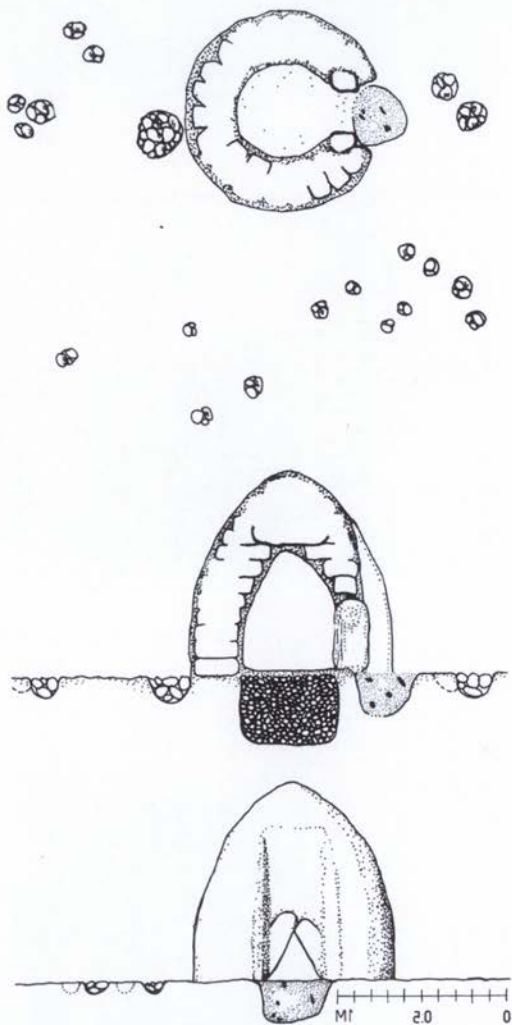


Abb. 53 Ofen zum Brotbacken (Abb. 47).



Abb. 54 Amphora. H 21 cm. 2200–2050 v.Chr.



Abb. 55 Humpen. H 16,3 cm. 2200–2050 v.Chr.



Abb. 56 Amphora. H 68 cm. 2200–2050 v.Chr.

zehn, darunter vier Amphoren, zwei Kannen und Humpen. Die meisten Töpfe sind unbemalt, dickwandig und mit dichtem Firnis schwarz bis grau und bräunlich überzogen und geglättet, Gefäße wie man sie im Haus verwendete: Amphoren, Kannen, Humpen, Schüsseln, Kantharoi, Tassen, Räuchergefäße (Abb. 62) und allerlei Gerät, wie Spinnwirteln, Webgewichte und tönernen Haken (Abb. 14;19). Die Töpferscheibe wurde in diesen Jahrzehnten ersonnen, dennoch blieb den Gefäßen der Zauber der formenden Hände. Mit jedem Dorf kommt ein eigener »Stil« auf. Es gehört zur Geschichte der Gefäße, daß alte Formen sich mit neuen Mustern verbinden, in denen nicht



Abb. 57 Vorratsgefäß. H 57 cm. 2200–2050 v.Chr.



Abb. 58 Kanne. H 32,5 cm. 2200–2050 v.Chr.



Abb. 59 Amphora. H 29 cm. 2200–2050 v.Chr.



Abb. 60 Schüssel. H 11 cm. 2200–2050 v.Chr.



Abb. 61 Kantharos. H 13 cm. 2200–2050 v.Chr.



Abb. 62 Räuchergefäß. H 13,2 cm. 2200–2050 v.Chr.

das Wirken neu angekommener Leute zu erkennen ist. Dies gilt vor allem der Amphora mit gegengestellten Strichgruppen (Abb. 54). Striche, ob einfach oder gebündelt, gehören seit der späten Jungsteinzeit zu den Grundmustern. Aber halten wir fest: die Gefäße stammen von alt eingesessenen Töpfern, getöpft vor dem Dorfbrand; auf ihnen lagen die Asche und der Mauerschutt niedergebrannter Häuser.

Häuserviertel statt Einzelhäuser, das bedeutet eine Erneuerung im Gefüge des Dorfes. Was waren die Gründe? Vielleicht war die Bevölkerung gewachsen, der Wohnraum zu klein

geworden, das Dorf bekam Zuzug von einem anderen Dorf, die Gemeinschaft wurde neu gegliedert, man wollte Familien enger zusammenlegen.

Soll oder muß man das Dorf V Stadt nennen? Es gibt eine Faustregel: Viele Häuser machen ein Dorf zur Stadt. Die Antwort darauf fällt so schwer wie die Frage: wieviele Körner ergeben einen Haufen? Es kommt nicht auf die Größe eines Dorfes und die Anzahl der Häuser an. Alt-Ägina V ist ein Dorf und blieb es, solange Leute auf dem Hügel wohnten. Es entwickelte sich nicht zu einer Stadt, aber zu einem Burgdorf.

Der frühe Mensch ist ein Geschöpf der Natur, der seine Gemeinschaftsform nicht selbst wählt. Die Natur und der Wille zum Leben bringen die Form der Gemeinschaft. Wie lebten die Leute zusammen? Wie waren die Arbeiten verteilt? Die Frage stellte sich schon zum ersten Dorf, doch im Dorf V fällt eine Antwort leichter. Eine Dorfmauer schließt Menschen zusammen, im äußeren und inneren Sinn. Wer innerhalb der Mauer wohnt, gehört zur Gemeinschaft. Das Leben in der Gemeinschaft des Dorfes erfordert wiederum Arbeitsteilung. Die einen haben die Felder bestellt, andere waren Fischer, Jäger und Hirten, und manche waren geeignet zum Handwerker, zum Metallgießer, Schmied oder Töpfer, einige standen auf den Türmen und wachten über das Dorf. Tauschhandel mit benachbarten Dörfern gab es wohl, aber nicht unter den Leuten im eigenen Dorf. Was sollte denn der Mann auf dem Turm gegen ein Brot, einen Fisch, einen Krug eintauschen? Einen kleinen notwendigen Hausrat besaß jede Familie, aber keiner hat das Brot für sich gebacken, Krüge nur für sich gemacht, keiner war sein eigener Metallhandwerker. Der Töpferladen war nicht der Privatladen des Töpfers, der Mehlladen nicht der des Bäckers. Niemand hat den Acker als seinen Besitz gesehen. Keine Frau hat nur ihre Gewänder gefärbt. Die Aufgaben wurden einem jeden zugeteilt. Viele haben die Felder

bestellt. Männer waren tätig als Pflüger, Jäger, Fischer, Hirten, Bäcker, Holzfäller, Steinarbeiter. Besonders befähigte waren Metallgießer, Schmiede, Töpfer. Mit dem Acker und den Pflanzungen sind der Frau, zur häuslichen Arbeit und der Sorge um die Kinder, neue Aufgaben zugewachsen.

Die Sorge um die Lebensbedürfnisse war die Sorge aller Dorfbewohner. Der Acker, das Vieh, der Fischfang, die Jagd erfüllten den Lebensraum eines jeden, wenn es auch keinen anderen Lebensraum und keine andere Freiheit gab als das Dorf und seine Gemeinschaft. Wie sollten in einer so engen Gemeinschaft soziale Unterschiede bestehen? Alle waren sie arm und reich, alle waren sie Mitbesitzer, niemand nannte dies oder jenes sein persönliches Eigentum. Sie verstanden sich in gemeinsamer Arbeit. »Termitenstaat« oder »primitive Gleichheit« sind falsche Vergleichsbilder, denn in einer so frühen dörflichen Gemeinschaft war die Arbeit nach den Fähigkeiten des Einzelnen verteilt. Das Individuum steht am Anfang, nicht am Ende einer Kultur. Die Individualität, worin sie sich erkannten, lag nicht in der Verhaltensweise oder im Temperament, nicht in »charakterlichen Eigenschaften«. Sie erkannten sich am Tun. Der eine konnte gut Steine schlagen, ein anderer mit dem Feuer und dem Holz umgehen, ein anderer war tüchtig im Mauerbau, andere waren geschickt als Jäger und Fischer. Wenn heute Menschen sich Steiner, Holzner, Jäger, Fischer, Feuermann nennen, so werden ihre Namen zurückgehen auf die Tätigkeit ihrer Vorfahren. Einem solchen Gemeinwesen stand wohl ein unter anderen ausgezeichneter, gottnaher Mann vor, vielleicht doch ein Nachkomme dessen, der sie einst an diesen Ort geführt hat.

Dorf V ist ein lebendiger Organismus, in dem alles geworden ist, nicht nach einem vorgegebenen Plan. Häuser und Häuserviertel gaben den Gassen Breite und Richtung. Man darf annehmen, es wird so gewesen sein, daß die Häuser und

Häuserviertel, an denen die Zeiten gerüttelt, müde geworden sind und sich einander zugeneigt haben, wie die Häuser in einem mittelalterlichen Dorf.

Als an einem Tag des Jahres 2050 v.Chr. Fremde über das Dorf V herfielen und Feuer legten und kleine Brandherde sich zu einem Dorfbrand vereinigten, war mit Wasser und Erde das Feuer nicht so leicht zu ersticken. Wenngleich die Zerstörung nur in der ersten Häuserzeile bekannt ist, so wird die Feuersbrunst kaum dahinter Halt gemacht haben. Es war eine Brandkatastrophe: Der Brandschutt liegt bis zu einem halben Meter hoch auf den Fußböden, es sind gestürzte Lehmziegelwände da, verkohlte Hölzer, die einst die Wände stützten und das flache Dach trugen. Und es gibt noch viele andere Zeugen: rußgeschwärzte Töpfe, Spuren des Brandes an den Steinwänden der Häuser. Als die Dächer brannten, stürzte das Holze balk mit dem Gras, dem Geäst und dem Lehm Dach auf die Fußböden der Häuser; es folgten die braunen Lehmziegelwände, meist zu Asche grauweiß verglüht. Nur die steinernen Sockel der Häuser und Befestigungsmauern überdauerten die Zerstörung. Kein Haus war zu diesem Zeitpunkt leer: Auf dem gestampften Lehmfußboden standen noch die Töpfe und das Werkzeug; Brotgetreide und Mehl lagen auf dem Boden um den Mahlstein, als der Brand ausbrach. »Vom Brandschutt bedeckt«, ist ein wichtiger Befund: weil er dem Dorf, den Gefäßen und der Zerstörung ein Datum einbringt.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Bewohner selbst das Unglück verschuldet haben durch Unachtsamkeit an der Herdstelle im Haus, oder daß ein beschädigter Ofen auf dem Werkplatz Funken ausstieß. Es wird eher ein Angriff von außen gewesen sein. Eines ist sicher: Der feindliche Ansturm kam vom Nordhang, der trotz seiner Steile eine günstige Angriffsstelle war. Im Dunkel der Nacht konnten die Angreifer in der nördlichen Bucht mit ihren Schiffen landen, und im Schatten

des Steilhanges, vor Sonnenaufgang, unbemerkt den Hang hinaufsteigen. Die Bresche, durch die sie ins Dorf eindrangen, war noch auszumachen. Über einen Brunnen, der in der Zeit des Heiligtums in eine Befestigungsmauer des Dorfes IX gegraben war, konnte man zum Tor gelangen. Der Einbruch geschah nämlich im Nordtor. Es war ein großes Unglück, welches das Dorf V traf. Die Menschen werden mehr gelitten haben als man zu ahnen vermag. Gedanken über Menschenlos und Menschenleid stellen sich ein.

Wer waren die Leute, die im Norden ankamen und über das Dorf herfielen? Waren es Nomaden: Menschen ohne Land und Besitz, die von einem nahen oder fernen Ursprungsland mit Herden, Kleinvieh und dem allernötigsten Hausrat aufgebrochen waren, sei es aus eigenem Entschluß, um Neuland und Weideplätze zu suchen, sei es gedrängt von anderen Leuten. Das alles bleibt unbekannt. Nomaden leben hauptsächlich von Sammeln und Jagen. Stießen sie auf seßhafte Leute, so werden sie mit ihren Erzeugnissen Tauschgeschäfte getrieben haben. Mit einem Mal wurden sie zudringlich. So geschah es offenbar auf Kolonna. Es gab keinen Grund zum Überfall als den Gegensatz zwischen Seßhaften und Unsteten, zwischen Besitzenden und Habelosen. Die Anforderungen des Nomadenlebens, lange Wanderzüge haben sie abgehärtet und im Angreifen erfahren gemacht. Und da solche Leute keinen Besitz ihr eigen nennen und den Bau fester Wohnsitze nicht kennen, so haben sie nichts zu verlieren. Stellt sich ihnen ein Hindernis in den Weg, sie können ausweichen, sie geben ja keinen Boden auf; auch darin sind sie den Einheimischen überlegen. Der Seßhafte hingegen ist gebunden an sein Haus, an sein Dorf und die bebauten Felder, denn nur in der Gemeinschaft ist er fähig und sicher. Wer verläßt schon sein Dorf, die feste Lebensmitte, es sei denn unter Zwang oder in großer Bedrängnis! Und so blieben die Leute auf Kolonna und bauten auf den Ruinen ein neues Dorf, und das Leben ging weiter.

Haben Nomaden auf Ägina oder sonstwo Spuren hinterlassen? An ihrer Keramik müßte man sie erkennen. Nomadentöpfe sind anders als die der Alteingesessenen. Aber wo sind sie? Ich meine die sogenannten minyschen Töpfe (Abb. 63) und ihre Vorläufer sind Nomadenkeramik; nicht wegen ihrer Tonfarbe, sondern weil die Form der Töpfe keine einheimische ist. Man sage nicht, das bringt eben die Töpferscheibe mit sich. Die gerillten Füße, die stark profilierten Ränder wirken fremd, und überhaupt, es fehlt ihnen die freizügige Form einheimischer Gefäße.



Abb. 63 »Minyscher« Krater. Ton.
H 24 cm. Um 2000 v.Chr.

Kamen die Zerstörer von Norden? Vom Balkan bis Südrußland fanden sich keine Töpfe, die bezeugen könnten. Dörfer wurden zerstört, aber nicht überall und nicht zu gleicher Zeit. Die Minyer, ein sagenhaftes Volk in Böotien, könnte mitbeteiligt gewesen sein. Die Minyer sind untergegangen. Der Vorgang, den man die »achäische« Wanderung nennt, war ein innergriechischer Aufbruch von Menschengruppen.

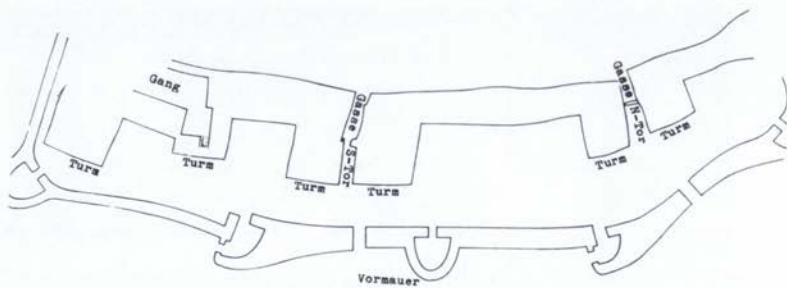


Abb. 64 Befestigung des Dorfes VI und Vormauer. 2050–2000 v.Chr. L 77 m. Von Osten.

Die Ägineten verließen ihr zerstörtes Dorf nicht, sie blieben beharrlich am alten Ort und bauten es rasch wieder auf. Die Zeit drängte, sie fürchteten neue Überfälle, und das Leben sollte weitergehen. So entstand das Dorf VI (2050–2000 v.Chr., Abb. 64–68). Sie beseitigten die Schäden an der alten Dorfmauer, verstärkten sie, wo es notwendig war, und ließen sie als Vormauer stehen. Zu bewältigen war offenbar doch die ganze Katastrophe. Sie ebneten zwar nicht ein, was noch aufrecht stand – kaum daß sie den Zerstörungsschutt wegbrachten; aber sie taten etwas, das jedem Kenner frühen Bauens neu ist: sie setzten die Hauptbefestigung (Abb. 64;65) einige Meter hinter die Vormauer, in die Hausruinen der ersten Quartiers des abgebrannten Dorfes (Abb. 47;49). Die steinernen Grundmauern, die noch aufrecht standen, bestimmten Art und Verlauf der Mauer und den Sitz der Türme. So packten sie Steine und Erde in die rückwärts gelegenen Kammern der Häuserreihe, verstärkten und ummantelten die schwächeren Hausmauern. Jeweils zwei Häuser bauten sie mit Steinen und Erde zu Türmen aus und verstärkten deren Wände. Auch die alte »Schmiede« (Abb. 47;50;51) wurde zum Turm; eine Treppe in

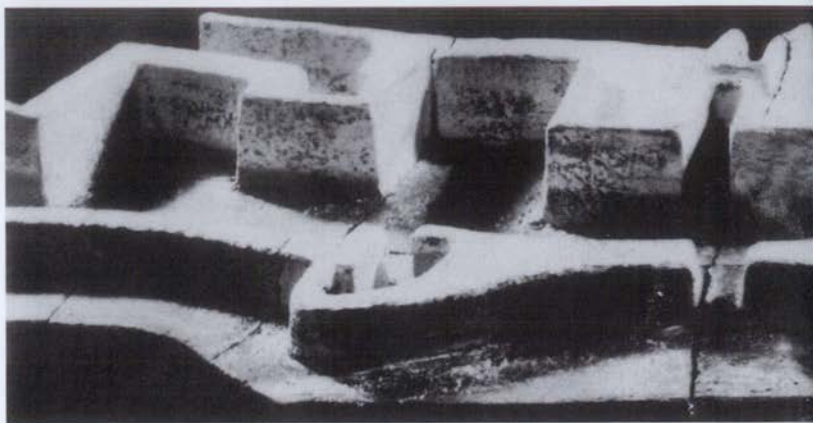


Abb. 65a Tonmodell des Dorfes VI. Befestigung mit Vormauer.
Von Osten.



Abb. 65b Tortürme und Vormauer. Von Süden.

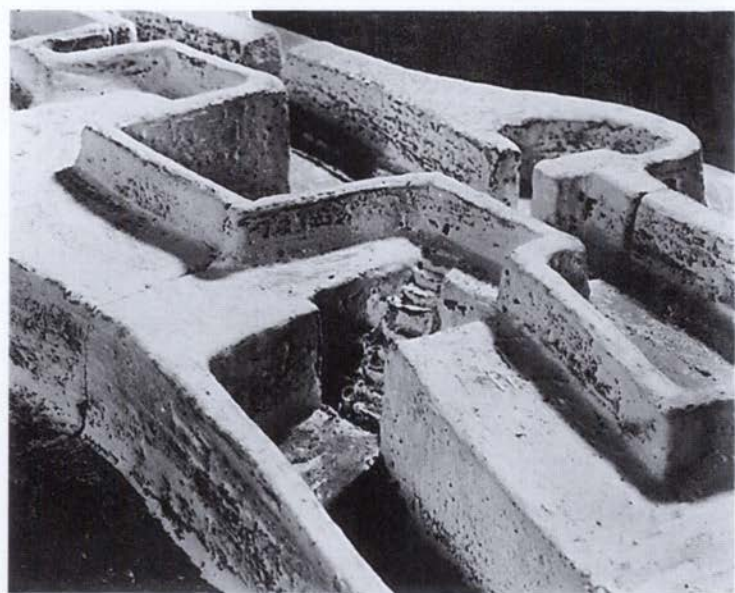
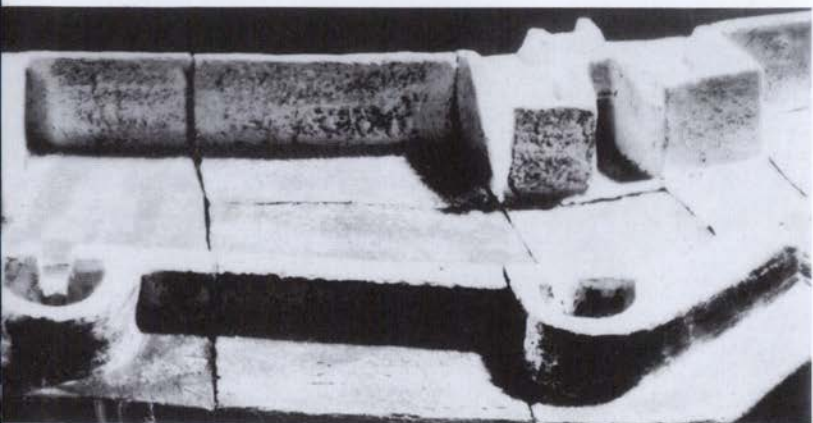


Abb. 65c Südteil mit Wehrgang. Von Westen.

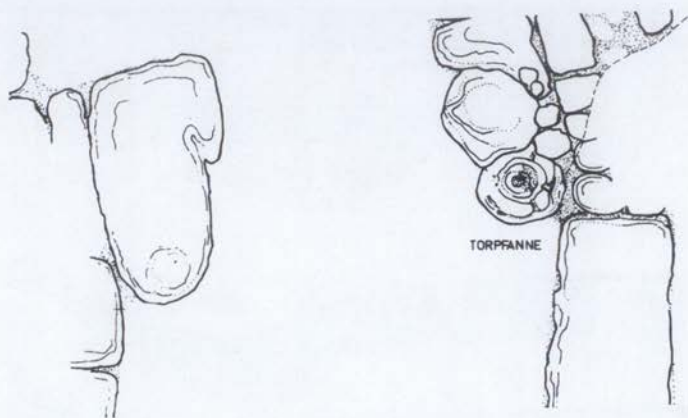


Abb. 66 Südtor der Befestigung des Dorfes VI. Torpfanne und Toranschlag. Durchgang etwa 1.20 m.



Abb. 67 Torpfanne für den Torbalken (Abb. 66).



Abb. 68 Schwelle im Nordtor. Von Osten.

der ehemaligen Haustür führte auf die Plattform. Das System der alten Häuserreihe und ihre stehengebliebenen Grundmauern (Abb. 47;49;64;65) also bestimmten den Plan der neuen Befestigung. So entstand die neue Hauptmauer. Da die zwei alten Hauptgassen blieben, ging man wie einst in das Dorf, kam man über sie in den westlichen Innenort (Abb. 106;113). Nur Tore hat man eingesetzt. Vom Südtor sind noch die Mauerköpfe da; der gehöhlte große Stein, in dem sich der Balken mit dem Tor drehte, und ihm gegenüber, ein großer Steinblock, an dem der Torflügel angeschlossen (Abb. 66;67). Im nördlichen Eingang liegt noch der 1.20 m breite Schwellstein, nur wenig abgetreten, am Ort (Abb. 68); man hatte ihn gegen den alten ausgewechselt. Und als die Torpfanne (Abb. 67) durch das Drehen des Torbalkens zu abgenützt war, legte man

einen in Lehm verpackten Stein in die ausgeweitete Höhlung. Die alte Dorfmauer V blieb stehen und wurde zur Vormauer (Abb. 47;49).

Auf den Mauern und Türmen lief ein Wehrgang um, – ein mit Lehm gefestigter Gehweg, der nach innen offen und nach außen durch eine Brustwehr geschützt ist (Abb. 65). Erstmals bewegten sich die Verteidiger auch auf der neuen Mauer und standen nicht mehr hinter ihr. Die Flankensicherung übernahmen die Türme. So fremdartig die Anlage mit den hochragenden Türmen auf Ägina erscheint, sie ist nicht fremdem Vorbild nachgebaut. Der Plan kam in einer Notlage zustande, welche die Bewohner hinwies, die Hausgrundrisse zu nutzen. Und sie verstanden die gefährvolle Situation nach der Zerstörung und nützten die neuen Möglichkeiten zu einer besseren Verteidigungsanlage; dazu gaben sie Siedlungsboden her. Einem Gegner war es jetzt beschwerlicher als früher, in das Dorf einzudringen; es war erst die Vormauer zu überwinden (Abb. 65). Wuchtig und abschreckend muß die Mauer mit den Tortürmen dahinter gewirkt haben, bedrohlich und burgartig; sie war immerhin dreieinhalb Meter hoch. Zinnen hatten weder die Türme noch die Mauer; es war trotz allem doch eine dörfliche Schutzmauer und keine Burgmauer. Die Ordnung des wiederaufgebauten Dorfes ist noch nicht deutlich, aber waren einmal die Häuser zu Quartiers zusammengewachsen, so waren sie es auch in den kommenden Dörfern.

Halten wir fest: Die Einheimischen haben aufgebaut, was zerstört worden war, nicht fremde Leute; denn nur sie wußten im Schutt der Zerstörung um die Grundrisse der Häuser und den Verlauf der Gassen. Eindringlinge bauen nicht Mauern auf dem Schutt von Häuserruinen. Zudem waren die Töpfe des neuen Dorfes keine fremdartigen. Die Töpfer hielten sich an die hergebrachten Formen. Muster und Grund wechseln in den Farben. Ein heller Grund nimmt dunkelfarbige Orna-



Abb. 69 Amphora. H 45 cm.
2050–2000 v.Chr.



Abb. 70 Humpen. H 19 cm.
2050–2000 v.Chr.

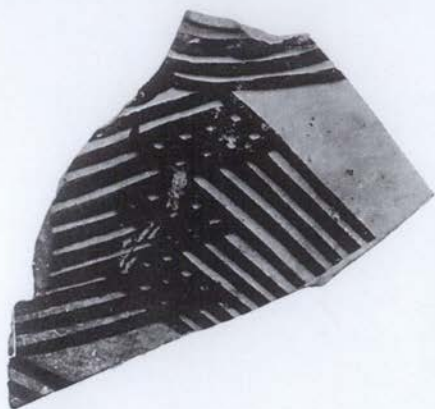


Abb. 71 Amphora. H 8,9 cm. 2050–2000 v.Chr.



Abb. 72 Amphora. H 12,6 cm. 2050–2000 v.Chr.

mente auf und umgekehrt. Musterträger der Amphoren und Kannen ist die Schulter (Abb. 69-72), die Humpen bieten den ganzen Gefäßkörper (Abb. 70). Muster sind Striche, die gedrängt stehen oder zu Dreiecken aufgestellt sind, gegitterte Winkelmuster und Streifen folgen der Wölbung des Gefäßes. Formen und Muster weisen in die Zukunft. So nehmen wir als gesichertes und nicht unwichtiges Ergebnis mit in das siebte Dorf, daß die Bewohner nicht gewechselt haben.

Warum die Bewohner des Dorfes VII (2000–1900 v.Chr., Abb. 73–75) die Befestigung des Dorfes VI schon nach einem halben Jahrhundert so völlig verändert haben, ist zunächst nicht verständlich. Es muß ja nicht jeder Veränderung, und sei sie auch noch so groß, eine Zerstörung vorausgegangen sein. Ein Behelf war die alte Mauer nicht. Sie war gut gebaut und stark, aufgetretene Schäden hätten sich beseitigen lassen. Man tat es nicht, sondern ließ die Befestigungsmauer VI im Kern

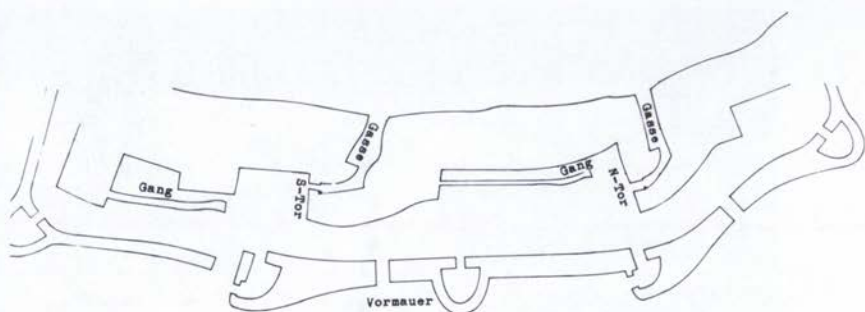


Abb. 73 Dorfmauer VII und Vormauer VII. 2000–1900 v.Chr.
L 74 m. Von Osten.

bestehen und verstärkte die Hauptmauer durch neue Maueranschiebe auf etwa 6 m Dicke. Es war in Alt-Ägina nicht üblich einzuebnen, um neu aufzubauen. Nur in den Torgassen, wo Mauern hinderlich waren, trug man einige Steinreihen ab. Als an der alten Mauer alles vorbereitet war (Abb. 75), setzten sie eine gekurvte Außenmauer im Süden wie im Norden davor (Abb. 73;74;86). Zwischen der alten und neuen Mauer entstanden zwingerartige, verschlungene Toreingänge, die zusammen mit der Innenmauer die Torgasse bildeten. Die beiden Hauptgassen mündeten in die alten, bestehenden Gassen, die schon in früheren Dörfern ins Innere, in den Westteil des Dorfes, führten (Abb. 112;113). Die Haupttore öffneten sich mit Torköpfen und Toren wieder nach Süden und man hatte alle Vorteile, die der Süden den Eingängen gebracht hatte. Zwingerartige Torgassen sind ohnehin sicherer und leichter zu verteidigen; außerdem versperren sie den Blick ins Innere des Dorfes. Die Leute waren die Bauweise gewohnt, es war, wenn auch erweitert, die altäginetische. Um die Eingänge noch stärker zu schützen, setzten die Erbauer eine schmale Mauer an die Hauptmauer, so daß ein Gang entstand, den man von

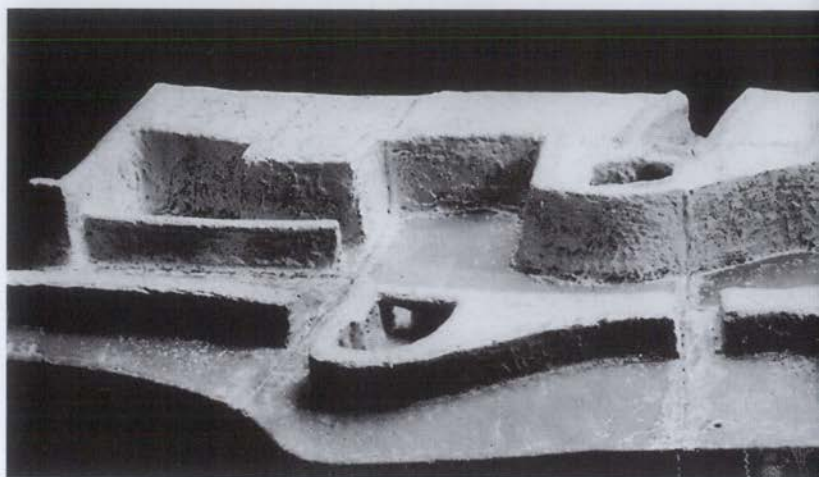


Abb. 74a Tonmodell der Befestigung des Dorfes VII mit zwingerartigen Eingängen und Vormauer (Abb. 73). Von Osten.

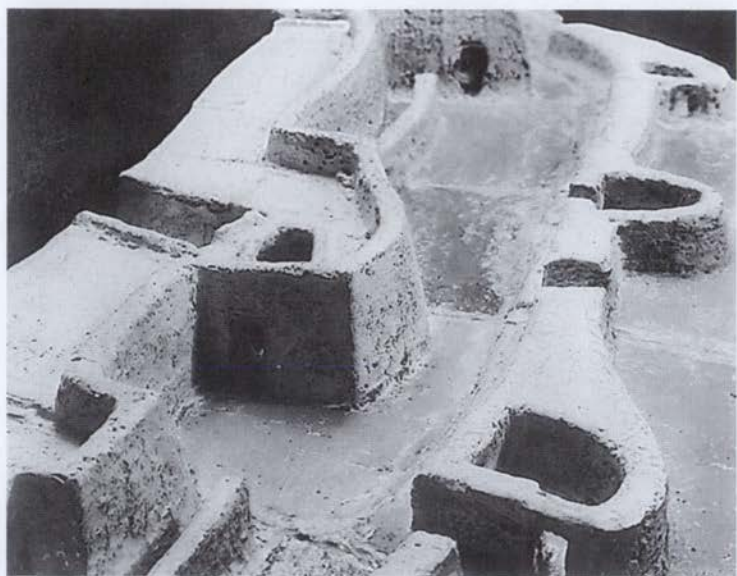


Abb. 74b Südteil, Wehrgang und Vormauer. Von Süden.

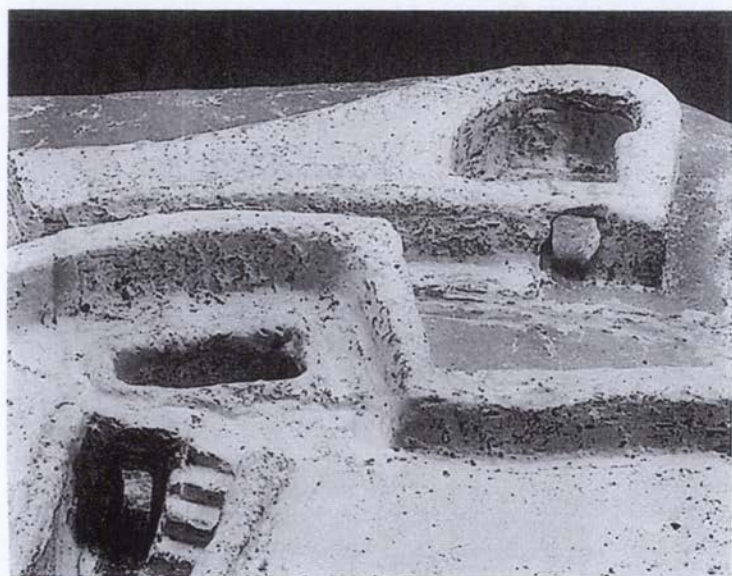
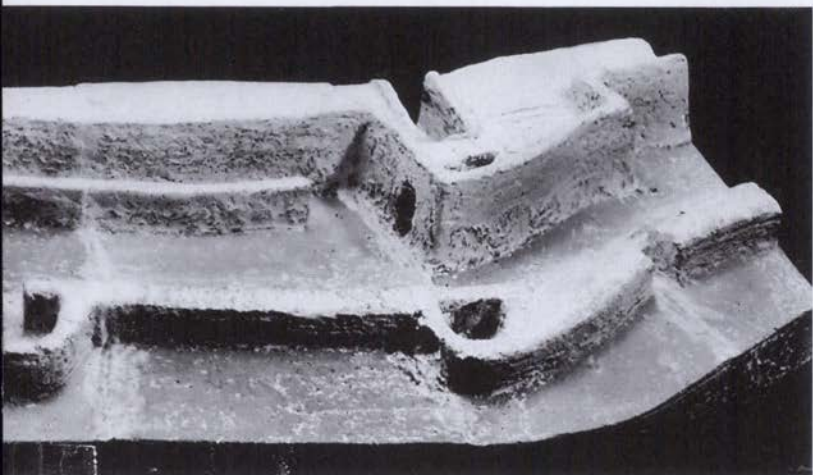


Abb. 74c Treppe zum Wehrgang. Von Westen.

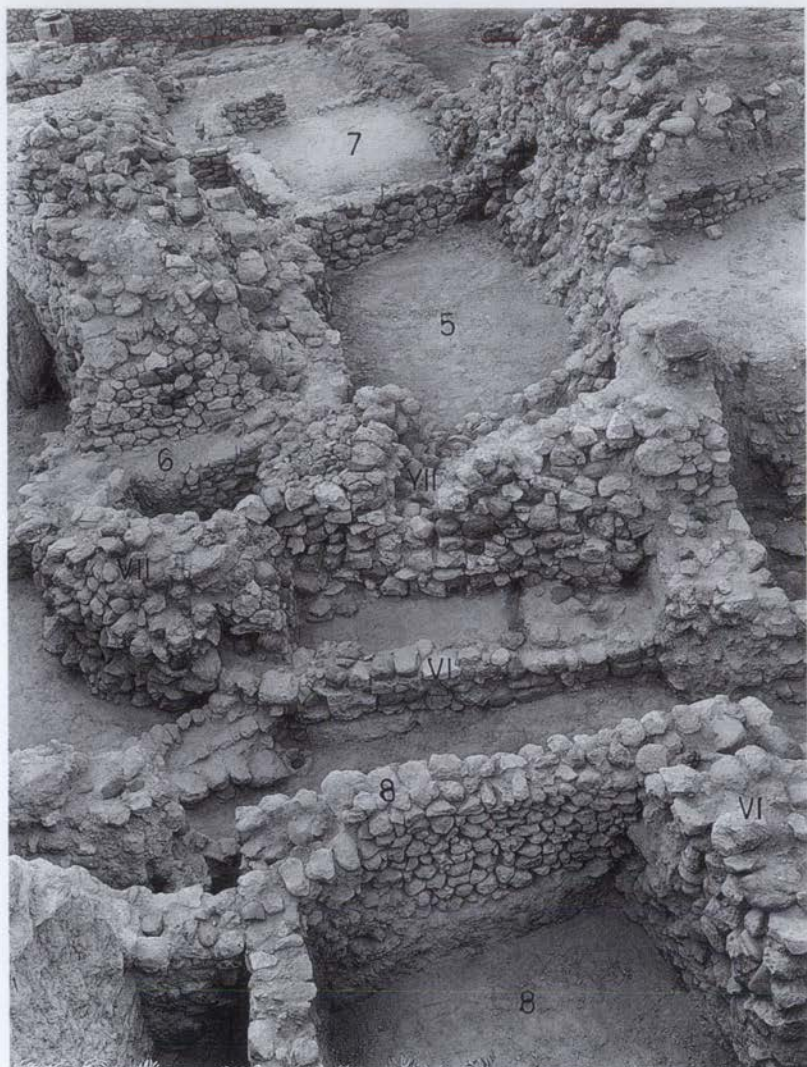


Abb. 75 Befestigung der Torgasse des Dorfes VII. Häuser des Dorfes V. Von Norden.

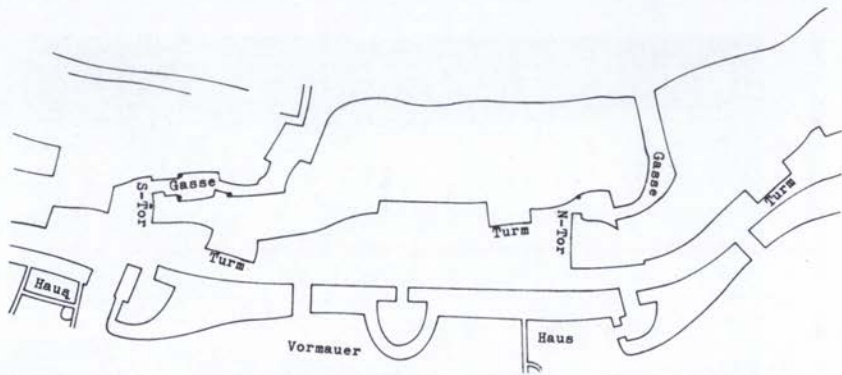


Abb. 76 Befestigungsmauern und Vormauer des Dorfes VIII. 1900–1800 v.Chr. L 70 m. Von Osten.

außen nicht bemerkte (Abb. 73;74). Aus ihm konnten die Verteidiger hervorbrechen, um den Feind in den Rücken zu fallen, wenn der Kampf um das Tor entbrannte.

Die Mauer ist ohne Türme geblieben: Ein kurvig geführter Mauerzug war es, nach außen unauffällig, aber um so gefährlicher dem Angreifer, was Bastionen so an sich haben. Und außerdem stand da noch die bewährte Vormauer, ehemals Hauptmauer des Dorfes V (Abb. 49;74). Sie war dem Gegner nicht nur eine erste Hürde, sie verschleierte Mauern, Tore und Gänge dahinter.

Nicht jedes Dorf auf Kolonna wurde überfallen oder angezündet, wenn man auch nicht annehmen soll, daß die Jahrhunderte, nach dem Brand des ausgehenden dritten Jahrtausends, nur friedliche waren. Außerdem, man erkannte günstigere Verteidigungsmöglichkeiten als früher, trug seine Erfahrungen an die bestehenden Mauern heran und fügte Bastionen

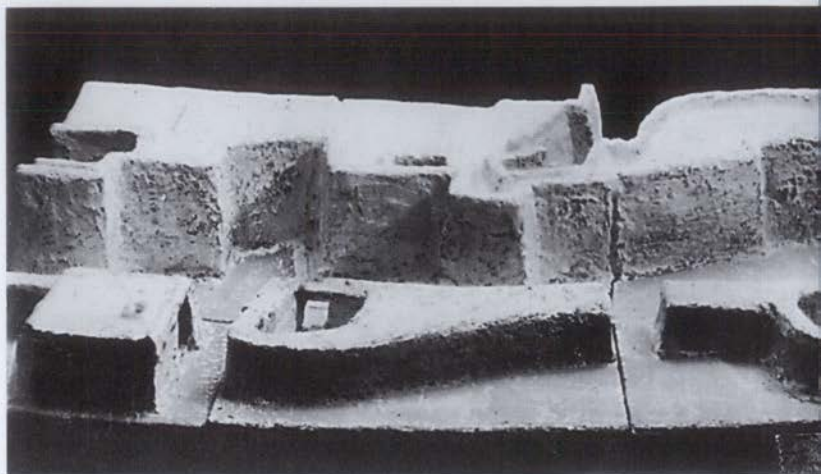


Abb. 77a Tonmodell der Dorfmauer VIII (Abb. 76). Von Osten.



Abb. 77b Hauptmauer und Vormauer im Süden.

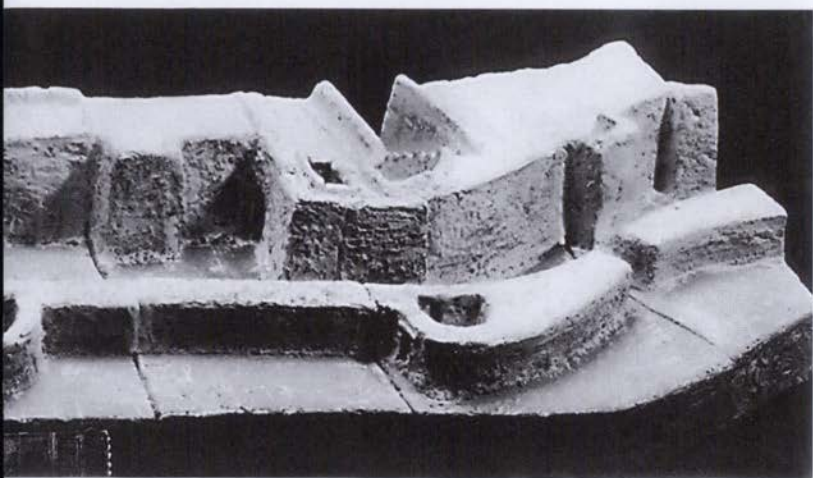


Abb. 77c Hauptmauer und Vormauer im Norden. Von Westen



Abb. 78 Große Befestigungsmauer am Südtor des Dorfes VIII. Mauer V und IX. Von Süden.

an. Die versteckten, schlauchförmigen Torgassen hatten sich offenbar bewährt, und die Ägineten hatten eine Vorliebe zu solcher Bauart. Und so hielten sie im Dorf VIII (1900–1800 v. Chr., Abb. 76–86) an der alten Form fest. Und als sei es noch nicht genug, fügten sie auf der ganzen Mauerlänge Anschubmauern aus großen Steinen an, verlängerten die Torgassen und schuhten den Stirnwänden starke Kopfmauern mit einem zweiten Tor vor, setzten einen Turm als Wächter an die Mauer vor das Tor und bauten Türme an verteidigungsmäßig wichtigen Stellen (Abb. 76-79;86). Sie wußten, daß in die Mauer eingebundene Türme gefährlich sind. Fallen sie ein, dann reißen



Abb. 79 Befestigungsmauer des Dorfes VIII. Von Norden.

sie das Mauerwerk auf und die Steine fallen heraus. Ist der Turm angesetzt, so bleibt wenigstens die Mauer heil, wenn er fällt. Die Befestigung war stärker denn je; acht Meter breit waren die Mauern an manchen Stellen, bis zu vier Meter hoch (Abb. 78;79); die Brustwehr auf den Außenmauern war 1.20 m hoch und 60 cm stark. Es sind vom Menschen genommene Maße, die seinen Körper schützen und doch niedrig genug waren, daß er mit den Waffen umgehen und sich über die Brüstung beugen konnte, wenn ein Feind am Fuß der Mauer stand.



Abb. 80 Mauern vor dem Toreingang im Süden. Von Süden.

Wir gehen von Südosten auf das südliche Tor zu, passieren den einen Eckturm (Abb. 80) und stehen vor dem Tor mit dem Torkopf (Abb. 81). Unser Blick fällt in die gekrümmte Torgasse, betreten sie, schauen von innen auf die Toranlage und erkennen, wie sie gebaut und verriegelt wurde (Abb. 82). Es sind noch die zweifachen Torpfeiler in der ursprünglichen Höhe erhalten; die äußeren verstärkten die inneren, an denen die Toranlage angebracht war. Was vergänglich ist, ist vergangen: das Holztor, der drehbare Balken, an dem es befestigt war, und der Balken, an dem es anschlug. Der Überbau auf dem Tor konnte nicht bestehen; als die Hölzer fielen, fiel auch er. Aber weil andere wichtige Elemente vorhanden sind, ließ sich das Tor zeichnerisch darstellen (Abb. 83). Auf den Torpfeilern lagen einst, dicht aneinander gereiht, Balken über

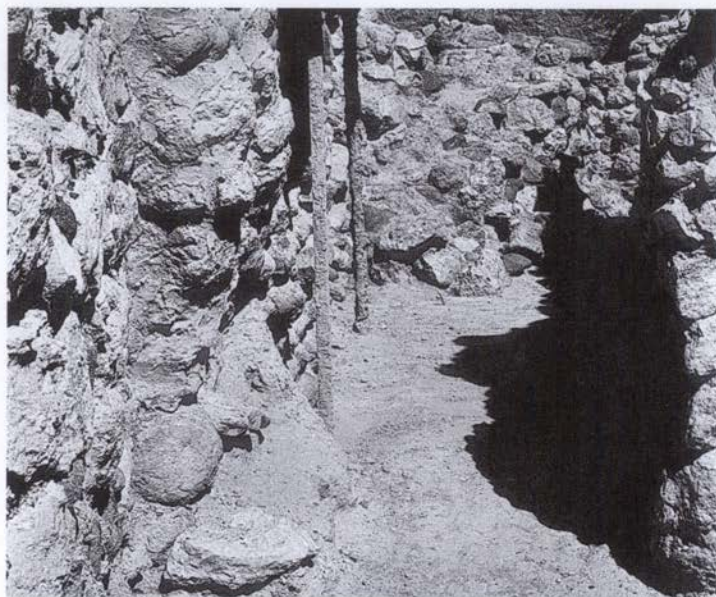


Abb. 81 Südtor von außen. Von Süden.

dem Durchgang. Darauf war ein Stein- und Lehmziegelwerk aufgemauert, zugleich als Torabschluß und Brückenkopf von der inneren zur äußeren Ringmauer. Die viereckigen Öffnungen für den Schließbalken sind mit großen Steinen gemauert (Abb. 84;85). Am Ort liegen noch die zwei Torpfannen: In dem rundlichen, gehöhlten harten Trachitstein, zur Rechten, drehte sich der senkrechte Torbalken mit dem Torflügel; in der linken Pfanne aus weicherem Kalkstein mit rechteckiger Vertiefung stand der unbewegliche Balken, an dem das Tor anschlug. Oben waren die zwei senkrechten Balken zwischen zwei waagrecht Brückenhölzer eingeklemmt und seitlich verkeilt (Abb. 83). Das Tor wurde von innen geschlossen mit einem zwei Faust starken Schließbalken, den man aus dem rechten Balkenloch zog, wo er in seiner ganzen Länge ruhte, wenn das Tor offen



Abb. 82 Torgasse im Süden des Dorfes VIII. Von Norden.

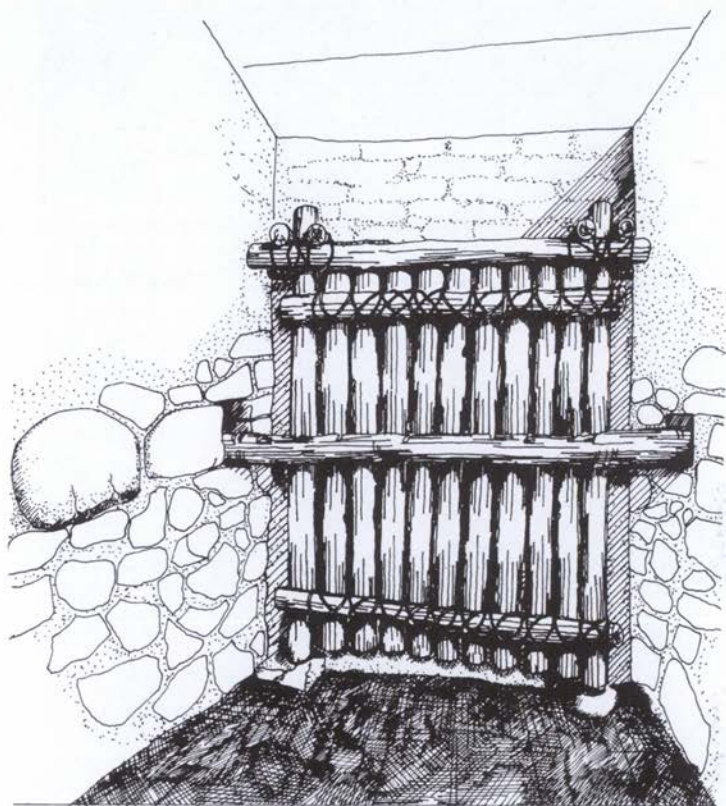


Abb. 83 Südtor von innen gesehen. Dorf VIII. Rekonstruktion.

war. Sollte ein Feind oder sonst jemand mit Wucht sich gegen das Tor werfen, um den Riegel aus den Löchern zu brechen, dann leisteten auffallend große quadratische Steine hinter den Öffnungen Widerstand (Abb. 84;85). Links liegt ein großer, graubläulicher Stein wie ein magisches Zeichen in der Wand (Abb. 83). Seine Aufgabe war, den Druck auszuhalten, wenn man versuchte, das Tor nicht an der Seite des Drehbalkens aufzustoßen, sondern gegenüber, wo der Standbalken steht und das Tor anschlägt.



Abb. 84 Im Innern der Torgasse: linker Torkopf mit Riegelöffnung, unten Torpfanne für den Standbalken des Tores.

Das Tor mit nur einem Flügel war mit Hölzern gezimmert, von waagrechten Balken gehalten und mit Ruten verschnürt (Abb. 83). Der Durchgang unter dem Türsturz ist 1,40 m hoch. Eine mit Kies bestreute Torgasse führt zum zweiten Tor, dem früheren Außentor des Dorfes VII, und in einer Schleife ins



Abb. 85 Im Innern der Torgasse: mit rechtem Torkopf und Riegelöffnung, unten Torpfanne für den Drehbalken des Tores.

Innere des Dorfes (Abb. 76). Ähnlich ist die Situation im Nord-
eingang (Abb. 76;86): Zwischen Turm und Torkopf geht eine
nördliche Hauptgasse in den westlichen Innenort. Vor der
Hauptbefestigung liegt die bewährte Vormauer (Abb. 76;77)
und ein Haus davor mit unbekannter Bestimmung.

Die Mauern des Dorfes VIII können als Verstärkung von
VII verstanden werden. Aber ihre Bedeutung ist nicht zu ver-

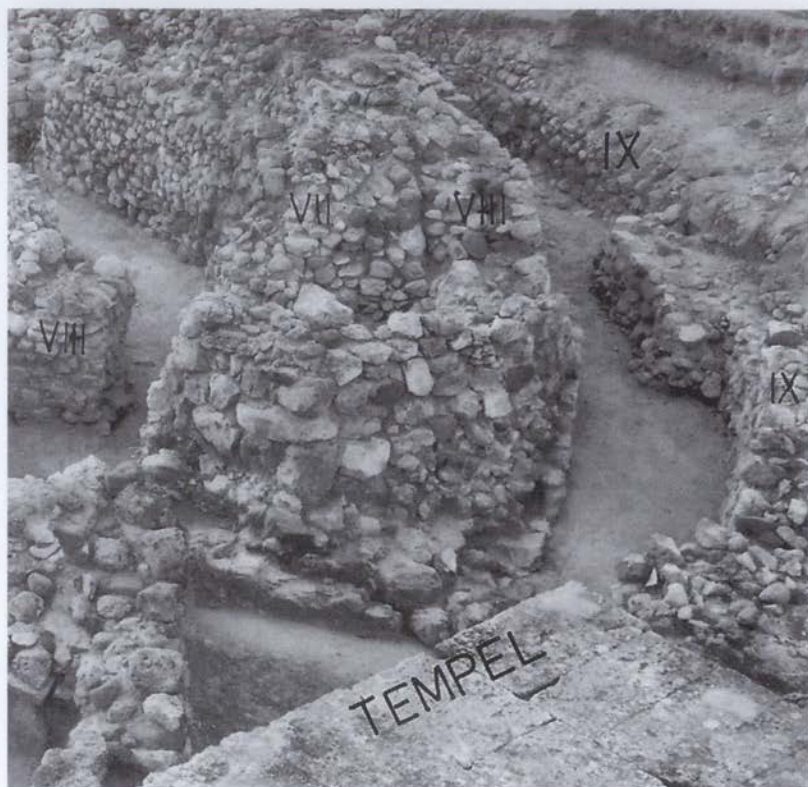


Abb. 86 Befestigungsmauern der Dörfer VII-IX. Nordeingang, Torgasse VIII. Von Süden.

kennen: Dorf VIII ist das von allen bisherigen das mauerstärkste Dorf auf dem Hügel; die Erbauer setzten erstmals herausragende Türme und Bastionen, die allen späteren Befestigungen Vorbild wurden. Türme und Bastionen brachten Winkel und dem Gegner gefährliche Hinterhalte. Die zwei Tore waren nicht leicht einzunehmen (Abb. 76). Hatte ein Feind die Vormauer überwunden, so stand er noch nicht vor den Häusern; er mußte sich erst durch die Gassen hindurchkämpfen, den Waffen der Verteidiger zu beiden Seiten auf den Wällen ausgesetzt.



Abb. 87 Dorfmauer von V.

Auch Mauern haben ihre Geschichte. Größe und Art der Legung der verwendeten Steine bestimmen das äußere Mauerbild, aber nicht die Festigkeit der Mauer. Das schöne Kleinsteinsmauerwerk der Dorfmauer V (Abb. 87) war standfest, weil



Abb. 88 Dorfmauer von VII.

die Feldsteine in einem sehr gut zubereiteten Lehmörtel eingebettet sind. Im Mauerwerk des Dorfes VII (Abb. 88) sind es grössere Steine, und da sie unbehauen sind, waren kleine Stopfsteine in den Fugen notwendig. Zum Bau der Hauptmauer und der Türme des Dorfes VIII (Abb. 89) brachten die Leute grosse, rötliche Steine herbei, wendeten sie um und um und legten sie mit der Breitseite aufeinander; ihre eigene Schwere hielt sie zusammen. Die Lücken wurden kleiner und weniger Steine waren notwendig. Aber man sieht es dem Mauerwerk an, mit welcher Willenskraft es gebaut worden ist. Doch vergesse man nicht: die Mauern waren, wie alle Mauern, mit Lehm verfugt und weiß getüncht, sie mußten ja auch der Witterung standhalten. Trotzdem verschwanden die Steine nicht unter der Kalkdecke. Die Umrisse und die Steindicke blieben dem Auge erhalten. Handwerkerart kannte eine ungegliederte Steinmasse nicht.

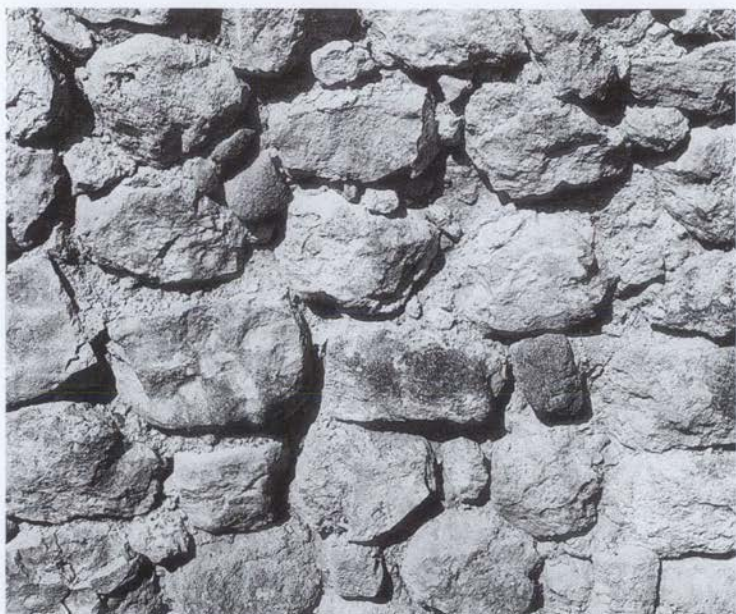


Abb. 89 — Dorfmauer von VIII.



Abb. 90 Pithos. H 58 cm. 2000–1900 v.Chr.

Die Gefäße der Dörfer VII und VIII sind in der Form und in den Mustern zunächst zusammen zu sehen. Die Töpfer nahmen weiter die alten Formen: den Pithos, die Amphora, die Kanne, den Kantharos, die Schüssel (Abb. 90-97). Aber sie formten keine dünnwandigen Gefäße mehr, wie man sie früher liebte. Die Formen sind spürbar fülliger geworden und



Abb. 91 Pithos. H 16,5 cm. 2000–1900 v.Chr.

finden eine geeignete Bemalung im dicken, rotbraunen und graubraunen Überzug und satte vielfältige Muster. Grundmuster ist das Dreieck, aber nicht als einfache, schräg zueinander gestellten Striche. Lange, spitzwinkelige Dreiecke hängen von der Schulter oder streben nach oben; Dreiecke stehen übereinander oder ineinander. Dicke Striche bilden den Rahmen, in denen die Gitterwerke eingespannt liegen. Kreise, Halbkreise tauchen auf, dicke Pinselstriche verweben die Muster zu teppichhafter Schönheit. Und doch sind die Vorratsgefäße nicht gleichzeitig: Abb. 90 und Abb. 91 gehören zum Dorf VII, Abb. 92 zu VIII, dessen Muster stark und dicht sind, und einem um das Gefäß gelegten Mantel gleichen, wie der musterlose und rot glänzende Überzug (Abb. 97). Unter den Gefäßen ragen zwei heraus (Abb. 98;99). Ungewöhnlich ist die Form auch unter den Amphoren. Der Hals mit schalenartig weiter Mündung. Und dann die Muster: Streifen und Punktreihen dort, wo der Hals auf dem Körper sitzt und Punkte dort, wo der tongrundi- ge Teil beginnt. Neuartig ist die Setzung der Täfelchen als



Abb. 92 Pithos. H 86,5 cm. 1900–1800 v.Chr.

Hauptbild; in der Mitte ein Rautennetz unter einem Halbbo-
gen; ein Bogen umspannt die Henkelzone. Auch wenn alte
Grundmuster wiederkehren: alles wird neu gefügt, und neu
baut sich das Musterbild. Nicht mit einem schweren, dicht ge-



Abb. 93 Kanne. H 38 cm.
1900–1800 v.Chr.



Abb. 94 Kantharos. H 13,2 cm. 1900–1800 v.Chr.



Abb. 95 Schüssel. H 14,5 cm. 1900–1800 v.Chr.



Abb. 96 Kantharos. H 8,5 cm. 1900–1800 v.Chr.

webten Teppich sind die zwei Gefäße zu vergleichen, aber mit einem feinen, lichten Seidengewebe, das den Körper umkleidet. Man ist versucht, das Gewebe in seiner Sprache auf den Inhalt hin zu lesen, der gewiß den dinglichen Lebensbereich

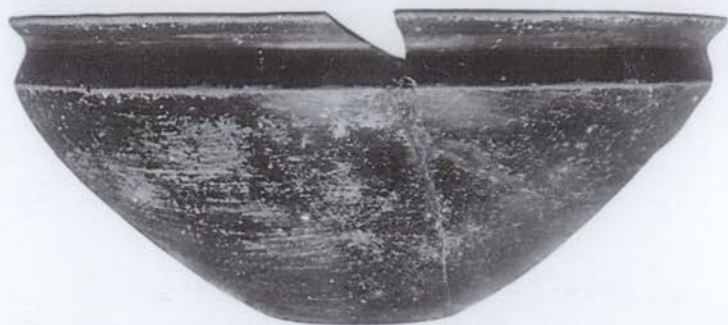


Abb. 97 Schale. H 7,5 cm. 1900–1800 v.Chr.



Abb. 98 Amphoren, Hals. H 28,3 cm. Gegen 1800 v.Chr.



Abb. 99 Amphora. H 78 cm. Gegen 1800 v.Chr.

und die Natur einschließt. Ein Wort zu dem kleinen Kantharos (Abb. 96): es waren ihrer vier, die standen in der Wandnische eines Hauses; ein Töpfer hat sie vier Kindern gemacht, haltende Kinderhände sind hinzuzudenken.

Ein Dorf folgt dem anderen, ohne Baulücke, ohne fremde Bauweise. So entwickeln sich auch die Gefäße aus den alten Formen und haben doch den Charakter der Häuser, zu denen sie gehören. Gleichen Mauerstil und Stil der Gefäße einander? Als die Dorfmauer dicker wurde, sich nach außen wölbte und nach oben schräg anstieg, waren auch die Gefäßformen mit dicken sich wölbenden Wandungen auf ihre Art der Dorfmauer ähnlich (Abb. 92;102). Dreiecke, Kreise, Halbbögen dicht aneinander, mit breitem Pinsel gesetzt umhüllen den Gefäßkörper, wie die Dorfmauer, mit zwei- und dreifach starkem Mauerwerk die Dorfhäuser. Auf eine Gleichung gebracht: Die Dorfmauer steht zu den Dorfhäusern ähnlich, wie die Muster zum Gefäßkörper.

Die Gefäße erstehen nicht unabhängig vom Körperempfinden des Töpfers und der Menschen der Zeit. Von innen heraus, von seinem Körper aus formen, das gilt besonders in den frühen Jahrhunderten.

Man gab der Bemalung der Gefäße den Namen »Mattmalerei« und sah in ihr einen Neuanfang und fragte, welche Leute die neue Technik gebracht haben. Von den neuen Leuten aus dem Norden, von den Einheimischen, oder ist sie das Ergebnis von neuen und einheimischen Leuten? Die Frage nach der Herkunft der mittelbronzezeitlichen Kultur hat man mit der Herkunft der Achäer verbunden. Die Malerei ist nicht Nomadenart. Die, die auf weiten Strecken unterwegs sind zu neuen Siedlungsplätzen, können nicht solche Gefäßformen und Muster, schon gar nicht eine solche Malerei hervorbringen. Gefäße wandernder Menschen tragen eher ritzverzierte Muster. Gefäße wie Abb. 90–99 sind Erzeugnisse sesshafter Leute. Sie zeigen die Phantasie der frühen Griechen.

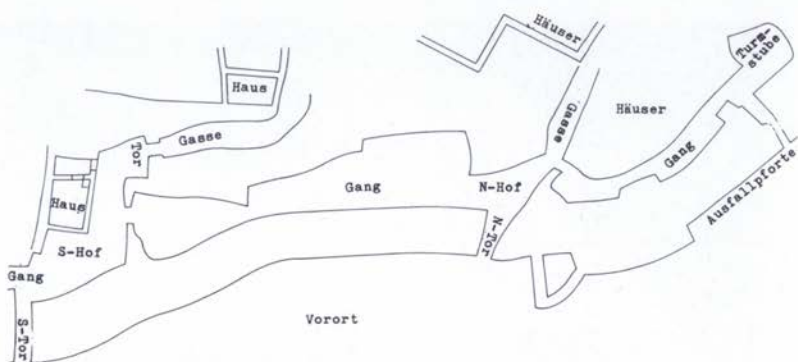


Abb. 100 Befestigung des Dorfes IX. Mit Umbau der Befestigung VIII. 1800–1650 v.Chr. L 75 m. Von Osten.

Niemand vermag zu ahnen, warum man den Entschluß faßte, die Dorfmauer des Dorfes VIII so grundlegend zu verändern. Sie war stark und scheint uneinnehmbar gewesen zu sein. Der Grund ist der Bau des Dorfes IX (1800–1650 v.Chr., Abb. 100–113) mit dem Vorort im Osten und eigener Befestigung. Was hat man verändert, daß IX entstehen konnte? Alte Gassen wurden aufgehöhht, wo es notwendig war. Alter Bauregel getreu, trug man alte Mauern nicht ab. Allein die Dorfmauer V (Abb. 47), die den drei Dörfern VI, VII und VIII als Vorwerk gedient hatte, lag zu tief und wurde von dem größeren äußeren Befestigungsring überbaut (Abb. 100;101). Die Außenmauern von VIII wurden zu Innenmauern. Der neue äußere Mauerring im Norden war ein dreiteiliges Mauerwerk (Abb. 102): innen eine Lehmziegelmauer mit Lagen von Steinen und Ziegeln übereinander geschichtet, darauf ein Balkenrost mit Riegelhölzern in Steinrinnen gebettet; auf ihnen liegt der be-



Abb. 101a Tonmodell der Befestigung des Dorfes IX und Häuser.
Von Osten.



Abb. 101b Mauer und Häuser im Süden. Von Süden.

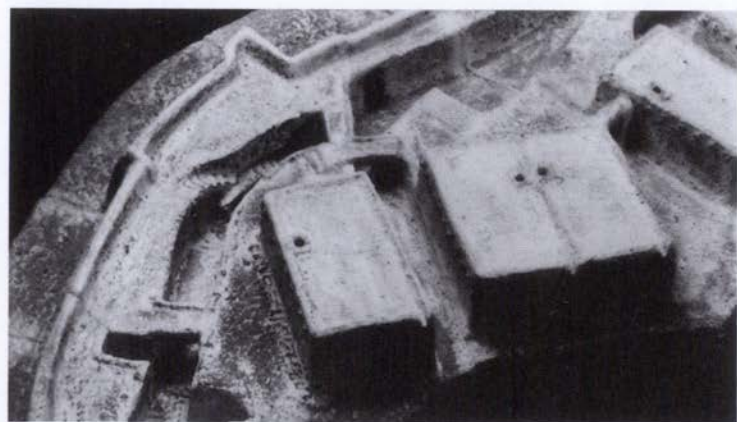
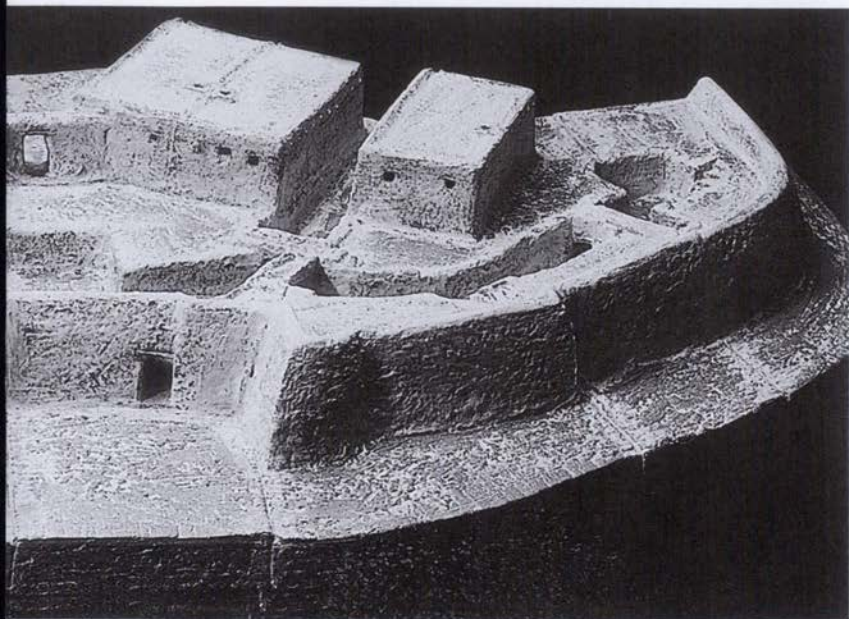


Abb. 101c Wehrgang und Häuser im Norden. Von Westen.



Abb. 102 Blick auf die Befestigungsmauern des Dorfes IX im Norden, mit Innen- und Außenmauern, Gang und Ausfallpforte. Luftaufnahme 1974. Von Norden.

gehbarer Wehrgang. Eine schmale senkrecht angebaute Steinmauer ist als Brustwehr um 1.20 m höher als der Wehrgang. An sie lehnt sich eine vier Meter hohe, geböschte Außenmauer an, die nicht so leicht zu ersteigen war; das haben geböschte Mauern an sich. Eine Lehmziegeltreppe (Abb. 103) führt innen auf den Wehrgang. Zwischen den alten und neuen Mauern entstand der Nordhof als Knotenpunkt und ein Gang, der im Norden in einer »Turmstube« endete (Abb. 100). Die Verteidi-

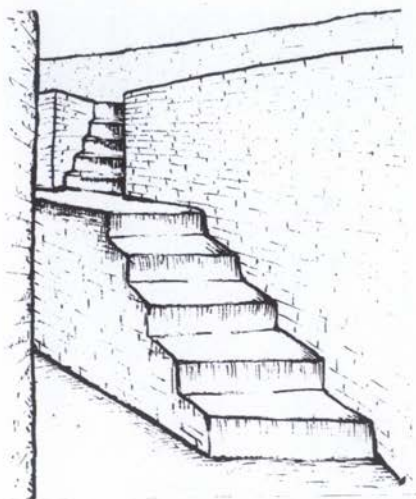


Abb. 103 Treppe auf den Wehgang im Norden (Abb. 102). Skizze.

ger konnten den Nordhang, und tief unter sich, die nördliche Bucht überwachen. Vor der »Turmstube« wurde eine Ausfallpforte in die Mauer gebaut (Abb. 102;104): ein schmaler Gang mit einem kleinen, wahrscheinlich nach außen mit Strauchwerk verhängtem Tor, dem Feind verborgen. Sie war die Pforte zu einem überraschenden Ausfall der Verteidiger, wenn ein feindlicher Trupp die Nordflanke passiert hatte und sich dem Nordtor näherte.

Vom Nordhof führt eine Außenmauer zum Südhof, nachdem man zuvor den tiefer liegenden Südteil aufgehöhht hatte. Es entstand ein Gang, der im Südhof als Knotenpunkt mündet (Abb. 100). Von ihm aus kam man über eine Gasse in den Westteil des Dorfes und durch ein Tor nach außen. In der Stunde der Gefahr konnten die Verteidiger zwischen den Mauern rasch den Ort wechseln, von einem Hof zum anderen, von einem Tor zum anderen eilen und auf die Wehgänge steigen ohne gesehen zu werden.



Abb. 104 Ausfallforte im Norden. Von Osten.

Als die Veränderungen an der Befestigungsmauer des Dorfes VIII geschehen waren, ging man an den Bau des Vorortes auf dem freien Dorfplatz (Abb. 7; 106). Schon kurz nach 1800 standen



Abb. 105 Mauer an der Vorortbefestigung im Norden, archaische Temenosmauer des Heiligtums. Von Osten.

dort Häuser, mit einer Ringmauer. Der Vorort zu Dorf IX wurde in seiner eigentlichen Gestalt erst mit der Befestigungsmauer und den innen angebauten Häusern. Die neue Mauer reichte bis zu den Toren im Süden und Norden und nahe an den Nordhang heran (Abb. 105). Der geheime Ausgang blieb außerhalb (Abb. 104). Die neue Befestigungsmauer hat Türme mit Steinsockeln und Lehmziegelaufbau und dazwischen noch Türme um den Abstand auf Schußweite der Steingeschoße zu verringern (Abb. 106;131). Dorf IX hatte zwei Mauerringe nach Osten: die Mauer zwischen Innenort und Vorort und die neue Vorortmauer. Sie beschützen das eine Dorf Alt-Ägina im Osten.

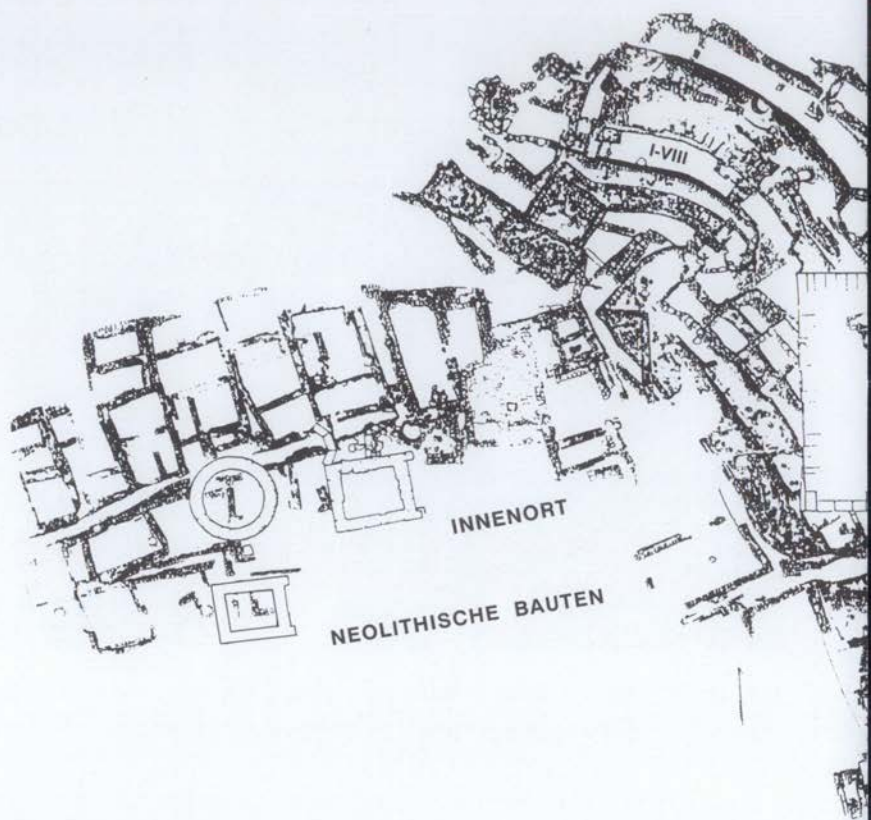
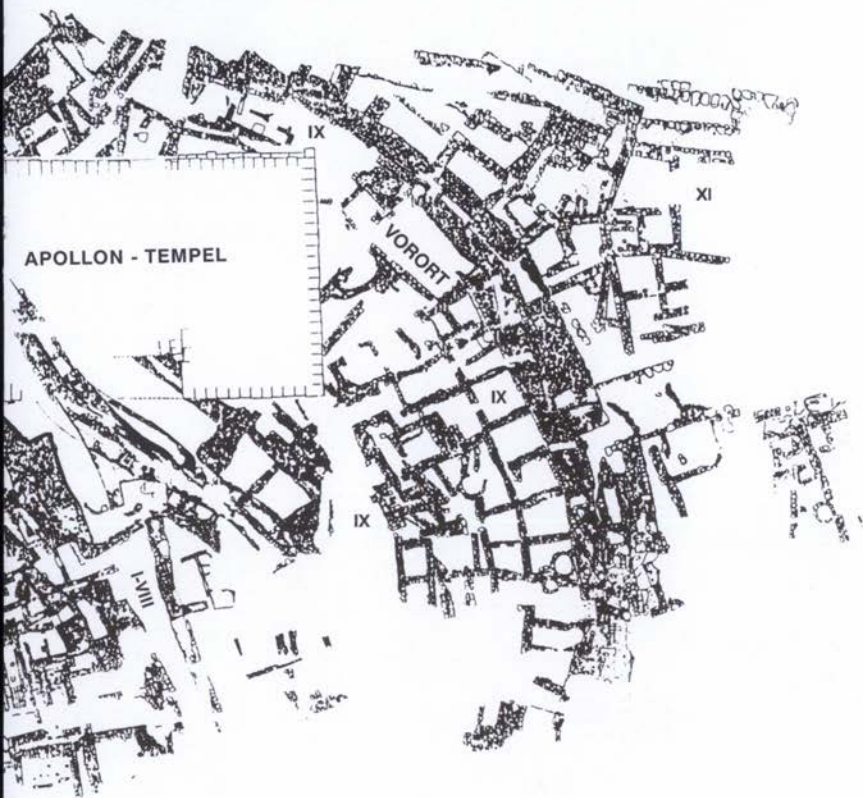


Abb. 106 Gesamtsteinplan mit Innenort und Vorort.



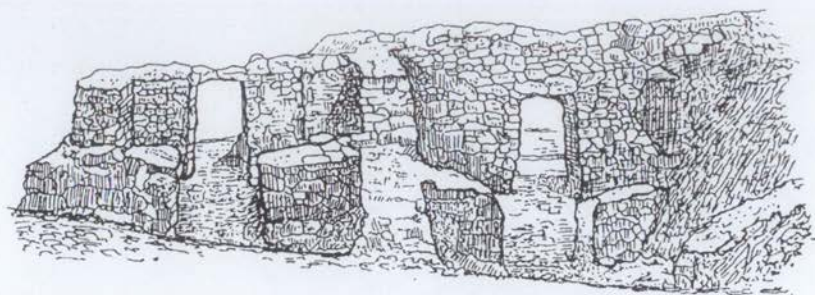


Abb. 107 Häuser im Vorort. Zustand 1895.



Abb. 108 Vorortbefestigung mit Häusern, Töpferofen (unter dem Dach). Von Westen.

Einst waren die Hausmauern im Vorort bis zum Türsturz erhalten (Abb. 107); 1928 waren nur mehr die Grundmauern da. Die Aufnahmen (Abb. 108–109) zeigen die Innenseite der Vorortbefestigungsmauer. An sie sind die Kammern der Häuser angebaut. Sie folgen dem Halbrund der Befestigung. Die Häuser, mit Bruchsteinen gemauert, sind breit und konnten eine Lehmziegelmauer als Stockwerk aufnehmen. Die Wände waren getüncht, hatten Farbbeimischungen, vielleicht auch einfache Strichmuster, wie auf den gleichzeitigen Gefäßen. Es gab auch eine Straße von Süden nach Norden. Es gab Veränderungen: In der späten Bronzezeit gingen Häuser in anderer Richtung über die Ruine hinweg.



Abb. 109 Vororthäuser. Während der Ausgrabung. Von Westen.



Abb. 110a-b Töpferofen, Ofenboden mit Feuerlöchern. Um 1700 v.Chr.

In der Ecke eines Hauses an der Mauer ist später ein Töpferofen eingebaut worden (Abb. 110); die oberste Aufmauerung fehlt, sonst ist alles vorhanden, so wie es war, als der Ofen noch arbeitete. Der Ofenbauer mauerte zuerst die Feuerung mit luftgetrockneten Lehmziegeln und den Heizkanal mit spitz

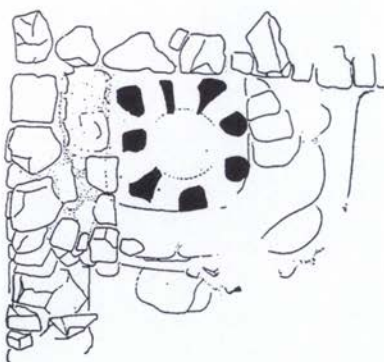
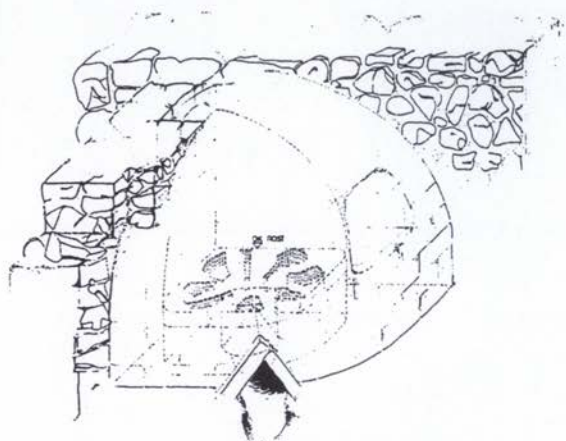


Abb. 110c Töpferofen, Rekonstruktion. Um 1700 v.Chr.

gestellten Steinplatten, legte dann den Ofenboden mit den acht Feuerlöchern auf einen Steinkegel in der Mitte, nahm Lehmziegel zum Aufbau und überzog die Wand mit einem dicken Bewurf. Ein oder zwei Öffnungen in der oberen Ofenwand ließ er offen, um die Töpfe hineinzustellen. Geheizt wurde

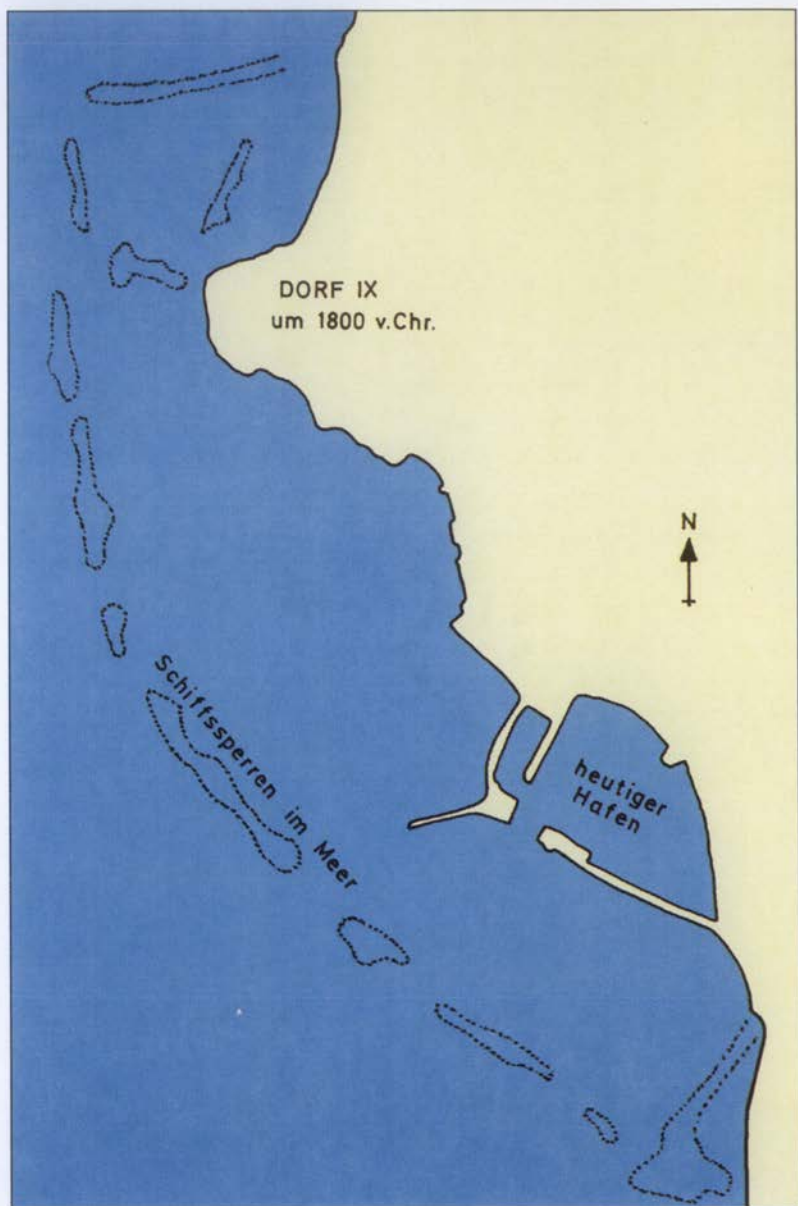


Abb. 111 Schiffssperre im Meer. 18. Jh. v.Chr.

mit langflammigem, harzhaltigem Weichholz, das eine aufsteigende Flamme bis zu 950 Grad erzeugt. Der Rauch suchte seinen Weg ins Freie über einen Abzug in der Ecke des Raumes. Waren die Gefäße im Ofen gestapelt, zuerst die größeren mit der Öffnung nach unten, dann heizte der Töpfer den Ofen und schloß mit Steinplatten alle Öffnungen.

Bevor es den Töpferofen gab, wurde in dem Fußboden der Kammer ein Kind in einem großen Gefäß begraben: Nach alter Sitte im Haus, das Kind sollte auch im Tode noch bei den Eltern sein. Erwachsene begrub man außerhalb des Dorfes.

Warum ein Vorort? War die Bevölkerung gewachsen? Es muß sich im Gemeinwesen des Dorfes etwas gewandelt haben. Der die Erneuerung der Befestigung und den Bau des Vorortes angeordnet hat, kann kein »Dorfvorsteher« gewesen sein, eher ein König im Sinne des zweiten Jahrtausends. Jedenfalls war er ein Mann, der vor anderen ausgezeichnet war und den Göttern näher stand, als der gewöhnliche Sterbliche.

Der König, behalten wir den Namen bei, tat noch etwas: Er ließ draußen im Meer große und kleine Steinblöcke zu Steinhäufen aufeinandertürmen (Abb. 111). Sichtbar sind sie bei ruhiger See, und da nur als dunkler Schatten unter der Wasseroberfläche. Die Höhe des Meeresspiegels ließ sich berechnen, es war die Zeit um 1800 v. Chr. Die Abstände zwischen den Steinhügeln sind klein, nur der Einheimische konnte mit seinem Schiff ohne Schaden passieren; dem fremden Schiffer waren sie ein gefährliches Hindernis. Die Steinhügelmauer sicherte nicht allein den Hügel, sie reicht von der Nordbucht bis zum Ende des modernen Hafens im Süden. Die letzten Steinhügel greifen in das Land hinein; sie sollten den Zugang zum Land von hinten verhindern. Ein großes Gebiet war von der Seeseite her gesichert. Wozu die Landsperre? Es gab offenbar um den Hügel und in der südlichen Ebene kleine Ansiedlungen und Weiler, die zum Dorf IX gehörten, sie sollten geschützt sein.



Abb. 112 Innenort im Westen. Luftaufnahme 1974. Von Norden.

Das Dorf IX war keine Burg wie Mykene, Tiryns, Gla, der Felsenhügel war klein, aber von der Stärke einer dörflichen Burganlage. Der König auf Kolonna hatte sein eigenes Haus. Es liegt im Inneren des Dorfes (Abb. 112;113). Große Steinblöcke bezeugen ein Gebäude zwischen zwei Gassen, das kein gewöhnliches Haus sein kann. Die Lage ist günstig: geschützt durch die zwei Mauerringe, die vor ihm im Osten liegen. Der Blick reichte über alle Mauern hinweg ins Hinterland, in die Bucht, in die Ebene und auf das offene Meer.

Drohten von außen Gefahren, die einen starken Mann und eine neue Ordnung des Gemeinwesens erforderten? Es ist ein Geheimnis der Geschichte, daß es ohne Evolution auch keine Geschichte des Menschen gibt. Es geschah auf Kolonna nach 1800 v.Chr. Die Menschen im Dorf, auf dem Hügel und im engeren Umland standen fortan unter dem Schutz eines Königs. Seine Macht war nicht unumschränkt. Er war kein Herrscher über Untertanen. Es bestand eine Verbundenheit unter den Leuten und mit dem König. Ihre Sorgen waren die seinen geworden. Sie sahen in ihm den götternahen Menschen. Er wird Vorrechte besessen haben: wohl das Jagdrecht. In der älteren Steinzeit hatten die Menschen das Naturrecht auf die Tiere, denen sie auf ihren Wegen folgten, und Tiere erlegten, wenn es zur Nahrung notwendig war. Die Tiere waren nicht Beute des Jägers.

Die Typen der Gefäße sind im achtzehnten Jahrhundert, in der Zeit des Dorfes IX, die gleichen: es gibt das Vorratsgefäß, die Kanne, den Kantharos, die Tasse und die Schüssel, große und kleine Gefäße (Abb. 114–121). Auch einige der alten Muster bleiben: Dreiecke an einem Streifen aufgehängt, Striche zu Dreiecken übereinandergestellt, Punkte. Die Ordnung auf dem Gefäß ist eine andere und darauf kommt es an. Es ist ein Neuansatz. Die Töpfer befreien die Gefäße von den dichten Mustern, von der teppichartigen Pracht, und geben so den Krügen die reine Form zurück. Der Gefäßkörper erscheint in lichter Helle des Grundes. Ein dünner Pinselstrich bringt dazu die klare Linie. Auf dem älteren Vorratsgefäß (Abb. 114), sind die Linien streng und doch mit großer Freiheit gezogen. Auf dem jüngsten großen Gefäß (Abb. 115) geben die ungebundenen Kreise und die Zickzacklinien der Form Freiraum. Freiraum ist auch dort, wo die Muster sitzen. Der Freiraum wiederum schafft die Voraussetzungen zu bildlichen Darstellungen. Auf dem Vorratsgefäß Abb. 116 umziehen vier Ruderschiffe mit hohem geschwungenen Bug den Gefäßkörper; zwei Masten, über die eine Plane als Windsegel gespannt war. Dicht

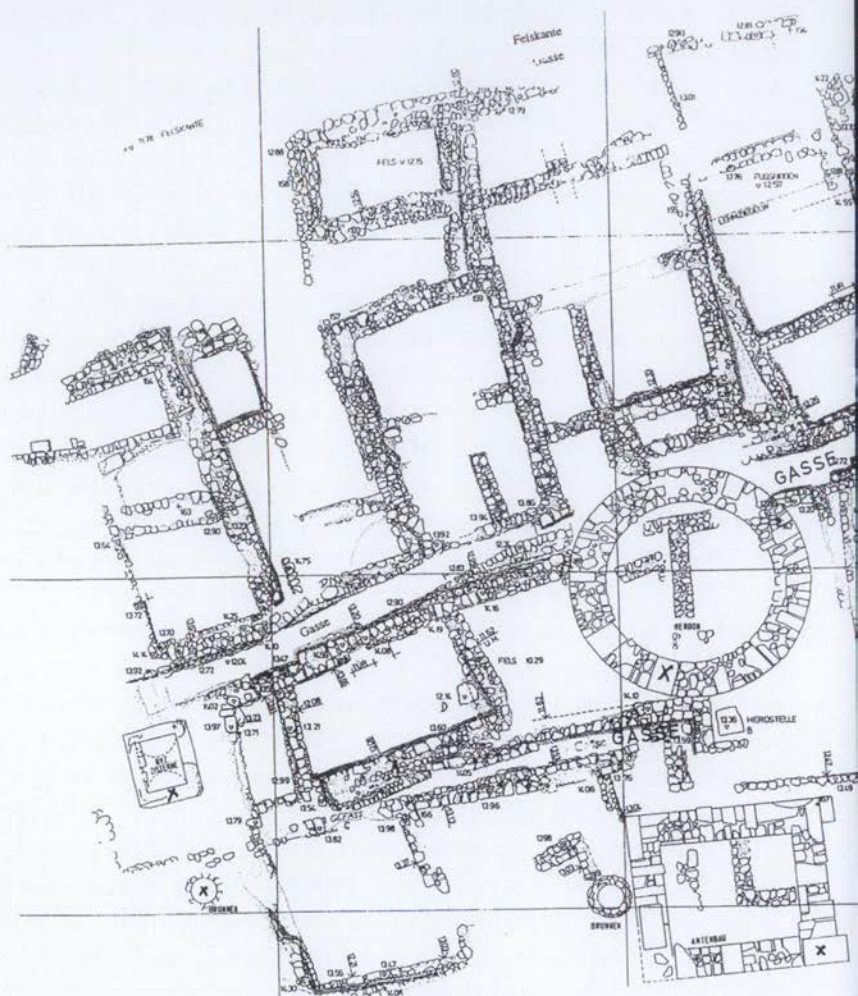
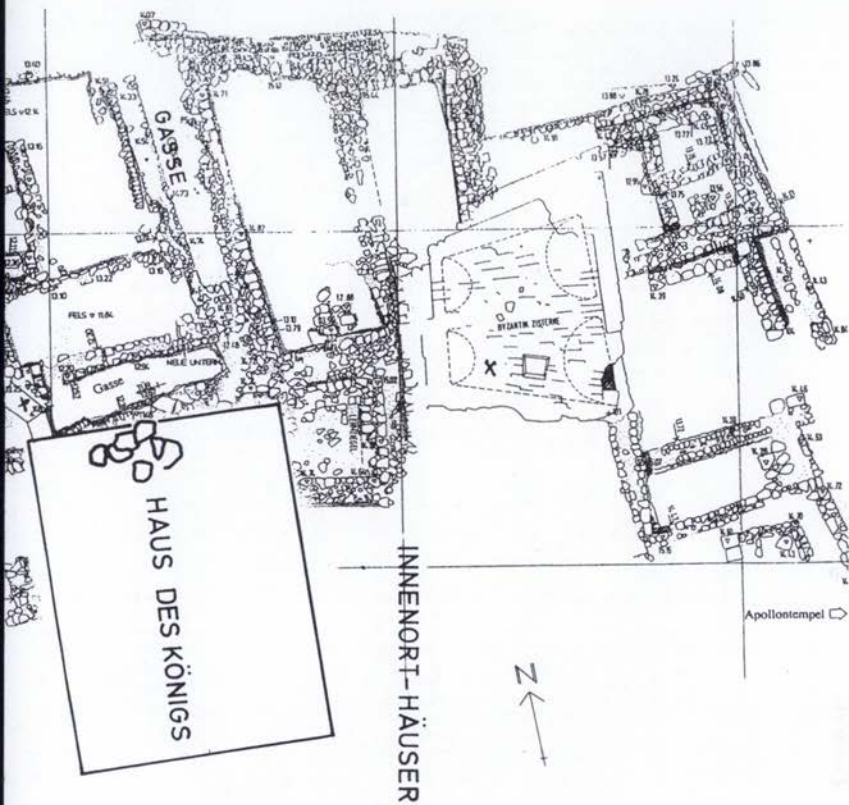


Abb. 113 Innenort im Westen mit dem Haus des Königs.



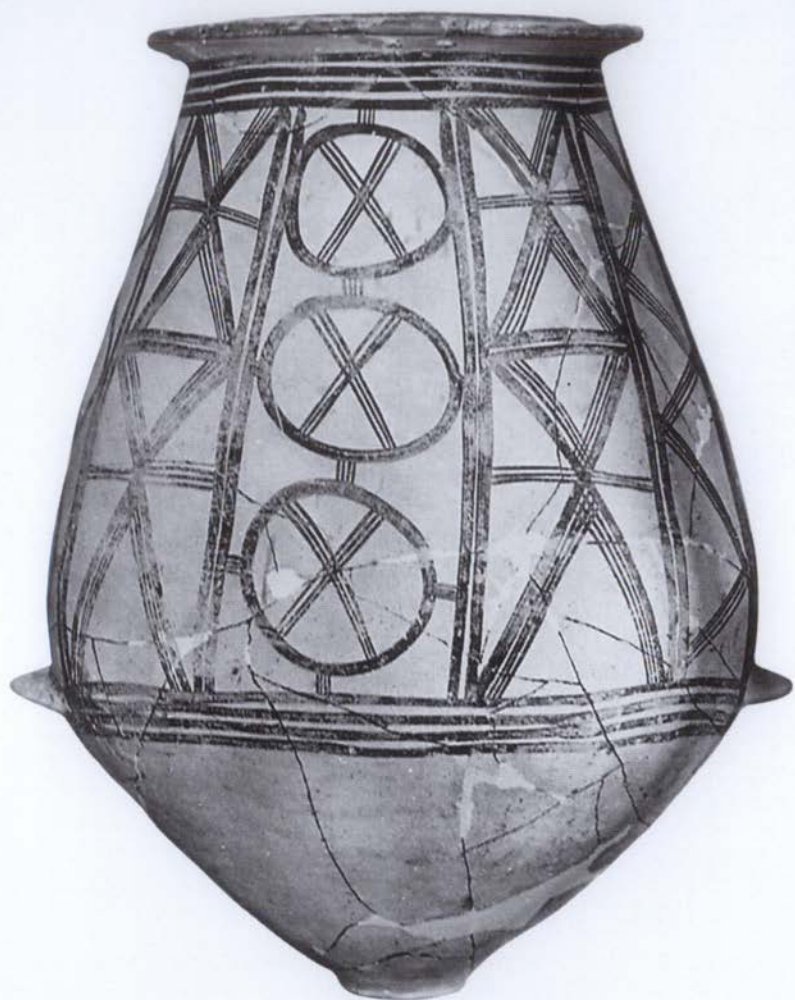


Abb. 114 Pithos. H 105,5 cm. 18. Jh. v.Chr.

gereiht sitzt die Schiffsbesatzung; winzig die Männer, aber in Ruderbewegung. Unaufdringlich begleiten Kreise, Halbbögen und Dreiecke die Darstellung. Ein edles Gefäß, als Form und



Abb. 115 Pithos. H 86 cm. Um 1700 v.Chr.

als Bild ungewöhnlich. Die Ägineten fuhren auf dem Meer, das gehört zu ihrem Leben. Dennoch überrascht die Darstellung Abb. 117: ein Schiff, darin sitzen Männer mit Ruder und

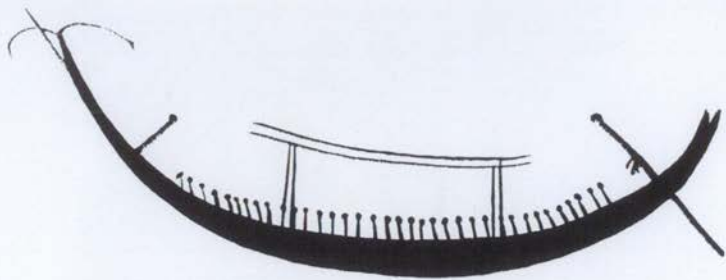


Abb. 116 Pithos. Vier Schiffe mit Besatzung. H 77,5 cm. 18. Jh. v.Chr.



Abb. 117 Pithos. Schiff, Männer mit Ruder und Lanze, links Steuermann. H 16,2 cm. 18. Jh. v.Chr.

Lanze, am Heck der Steuermann. Die Köpfe der Seeleute eine große Scheibe, der Körper ein Strich, unwichtig zu dem, was die Männer in Händen halten: Ruder und Lanze kennzeichnen den Mann als Schiffer und Krieger; ein Inselmann war in der Frühzeit beides. Da steht auf einem Fisch, wohl einem Delphin, eine Gestalt ohne Namen und Ziel (Abb. 118). Gewichtiger als der Körper ist die eindringliche Sprache der Gebärde. Ob es ein göttliches Wesen ist oder ein beschwörender Mensch, wer will es entscheiden.



Abb. 118 Pithos. Ein Mann auf einem Delphin. H 22,2 cm. 18. Jh. v.Chr.

Schiffe sind auch auf Gefäßen anderer Landschaften bekannt. Dennoch, Schiffe und Besatzung sind auf äginetischen Gefäßen nicht nur ungewöhnlich, erstaunlich ist die Sachlichkeit, überraschend in so früher Zeit. Die Schiffe (Abb. 116) sind gebaute Ruderschiffe mit hochgezogenem Bug und Kiel, mit Steuerruder, »windschnelle« Schiffe in Fahrt auf hoher See. Unter dem Segel sitzen die Ruderer gereiht und schlagen die Salzflut. Auf dem anderen Schiff (Abb. 117), ein Bruch-

stück nur, hält der Steuermann das Steuer, die Seeleute Ruder und Lanze, Werkzeuge des Mannes zur See, der zugleich Krieger ist. Auch dieses Schiff ist auf dem Meer zu denken und in Bewegung. Die Frühzeit kannte keine Zustandsbilder, und dies eineinhalb Jahrtausend vor Homer, der keine ruhenden Gestalten und nur ausnahmsweise ein Zustandsbild kannte. Der Krieger in der Ilias sitzt und sitzt dennoch nicht, er ist bereit.

Man denkt bei den Schiffen an Odysseus, der in den Wald geht, gutes ausgereiftes Holz schlägt und mit Werkzeugen wie ein Zimmermann das Floß baut (Odyssee V234).

Die Gefäße sind von den dichten Mustern der vorausgehenden Zeit befreit, die Pithoi, die Kannen, die Kantharoi, Tassen und alle Gefäße. Das ist der neue Stil. Doch Stil ist nicht allein die Form, die der Zeit folgt. Der Töpfer geht von der Verwendung des Gefäßes aus. So ist die Kanne ein Behälter für Flüssigkeit, die Mündung ist der Ausfluß, der muß breit sein wie ein Schnabel. Zweck und Form des Gefäßes zusammen ist der Stil.

Und die Ornamente sind nicht an einer beliebigen Stelle auf dem Gefäß angebracht. Die Ornamentfelder folgen der Gliederung des Gefäßes. Auf der Kanne (Abb. 119;120) sitzen die Reifen auf der Schulter, an der Nahtstelle von Körper und Hals. Die Gliederung der Kantharoi (Abb. 121;122) geben dem Ornament das Feld. Die Tasse (Abb. 123) bietet die größte Wölbung.

Die Formen entstanden nicht zufällig und die Ornamente fanden nicht zufällig ihren Ort. Das Ordnungssystem ist überraschend in so früher Zeit. Es sind feine Linienzüge, die aufgemalt wurden. Ein Liniennetz überzieht den ganzen Körper der Pithoi, nur der in den Boden eingelassene Fuß bleibt frei. Und doch ist auf dem Pithos nicht bloß ein Liniennetz gezeichnet. Vor allem die senkrechten Linien, sie halten den Körper zusammen, haben eine Aufgabe. Die Körper sind licht und hell.

Die Linien und Kreise sind oft als geometrische Muster bezeichnet worden, ähnlich den Kreisen und den verschiedenen



Abb. 119 Kanne. H 26 cm. 18. Jh. v.Chr.

Mäanderformen und Strichmustern auf den geometrischen Gefäßen des zehnten und neunten Jahrhunderts. Aber die Linien und Kreise in geometrischer Zeit haben eine Energie in sich, sie bauen mit am Metopenfeld, sie können auch als Kreis und Mäander im Bildfeld erscheinen, sind Mitträger des Gefäßkörpers. Die Ornamente des achzehnten Jahrhunderts haben keine tragende Aufgabe, wohl eine den Gefäßkörper bindende.

Es gibt Übergänge von einer Epoche zur anderen, eine Endphase, um den Formen der neuen Zeit Platz zu machen. An einem solchen Ort steht die Tasse Abb. 124.



Abb. 120 Kanne. H 20 cm. 18. Jh. v.Chr.

Die Entwicklung ist nicht eine fortlaufende Gerade, jede Epoche ist im Bild eines Kreises zu sehen. Der Kreis setzt an und schließt sich am Ende einer Epoche. Ähnlich dem Lebenslauf eines Menschen. Jede Epoche ist ein Gebild in sich, auch wenn es an die folgende anschließt. Der Vorgang ist ein innerer, ist unabhängig von äußeren Ereignissen. Denn die Frage



Abb. 121 Kantharos. H 8,5 cm. 18. Jh. v.Chr.

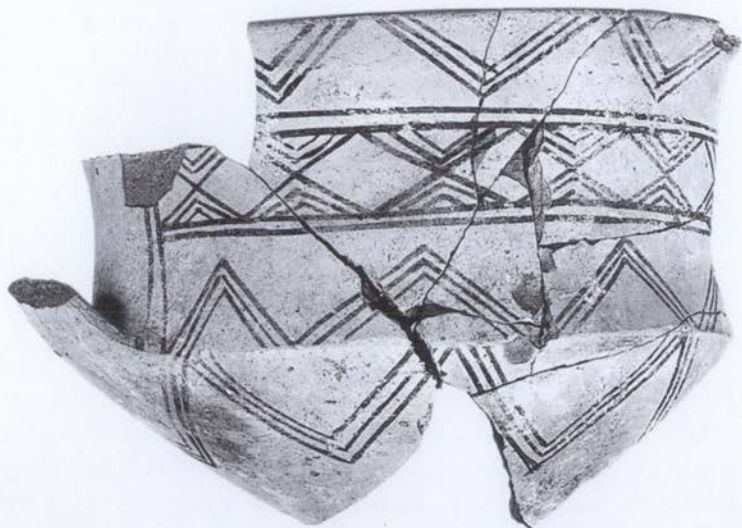


Abb. 122 Kantharos. H 12,5 cm. 18. Jh. v.Chr.



Abb. 123 Tasse. H 9,6 cm. 18. Jh. v.Chr.



Abb. 124 Tasse. H 9,6 cm. Gegen 1700 v.Chr.



Abb. 125 Kykladische Entenkanne. H 14 cm. 2000–1900 v.Chr.



Abb. 126 Parische Kanne. H 23,7
cm. 18. Jh. v.Chr.



Abb. 127 Parische Kanne. H 48 cm. 18. Jh. v.Chr.

stellt sich: Wo ist der Zusammenhang eines Gefäßes mit den Ornamenten zu einem beigebrachten Geschichtsdatum?

Überschaut man auch nur die äginetischen Gefäße von der spätesten Steinzeit bis zum Ende der mittleren Bronzezeit, an den wenigen abgebildeten Gefäßen – hinter denen eine übergroße Zahl von Gefäßen und von hoher Qualität steht, so erkennt man nicht nur eine Logik der Entwicklung, es steckt in den Gefäßen eine Triebkraft, die in die kommenden Jahrhunderte weist. Triebkraft, die beständig die Entwicklung gebiert. Es ist ein griechisches Phänomen schon im dritten und zweiten Jahrtausend zu erkennen.

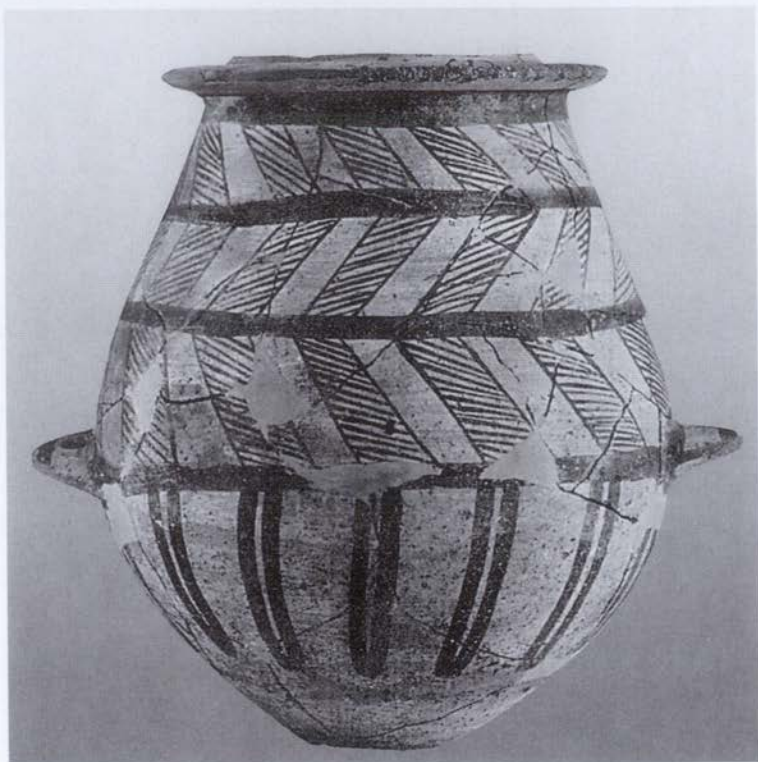


Abb. 128 Parischer Pithos. H 49 cm. 18. Jh. v.Chr.

Die Ägineten sind Inselleute und als solche der Umwelt offen. Früh schon kamen Gefäße von den Kykladen-Inseln in das Dorf, so die Entenkanne, die eine hockende Ente nachformt (Abb. 125). Aber jetzt hat sich die Einfuhr von den Insel-töpfereien gesteigert. Parische, melische Töpfer schickten ihre Gefäße nach Ägina (Abb. 126–128): Unverkennbar die weiß aufgemalten Linien und Bögen und der gelblich-rötliche Ton und die Festigkeit der parischen Form. Gesteigert hat sich auch der Handel mit den Kretern: ein Krug (Abb. 129), mit den sanften bunten Mustern, verkörpert den Stil der ersten Hälfte



Abb. 129 Kretische Amphora. H 47 cm. 18. Jh. v.Chr.

des achtzehnten Jahrhunderts v.Chr. Ihrem Einfluß konnten sich die äginetischen Töpfer nicht entziehen und ahmten sie nach. Die Aufforderung dazu kam gewiß von den Königen auf Kolonna, die fremde Gefäße als Kostbarkeiten schätzten, denn sie erhöhten das Ansehen ihres Hauses.

In diesem achtzehnten Jahrhundert war das Burgdorf mit einem König auch eine starke Seemacht. Wenn es ein allumfassendes »Mykenisches Reich« gegeben haben sollte, an das ich nicht glaube: Alt-Ägina als Burgdorf mit dem König gehörte nicht dazu.



Abb. 130 Königsgrab am Südtor. Von Osten. Gegen 1700 v.Chr.

Gegen 1700 v.Chr. wird es gewesen sein, als ein Ansturm auf das Dorf erfolgte. Einer, der vor den Toren gefallen ist, liegt in einem Grab (Abb. 130;131; 1 x 2.60 m), das man ihm an der Dorfmauer errichtet hat. Als die Sonnenstrahlen auf Steine und Erde fielen, war die Dorfmauer und Innenmauer und die Füllung des Grabes zu erkennen. Der Gefallene war ein junger Mann, dreiundzwanzig Jahre soll er alt gewesen sein, etwa 1.72 m groß und von robustem Knochenbau. Seine rechte Hand ist auffallend stark und muskulös: es ist die Hand, die das Schwert führte, mit der Lanze zustieß und die Sehne des Bogen spannte. Die Seinen legten ihn mit dem Rücken auf den geglätteten Felsboden, die Schenkel leicht angezogen. Eine Holzdecke schützte den Raum über seinem Körper. Alle seine Waffen gaben sie ihm mit ins Grab und legten sie vor ihm auf den Felsboden. Es sind kostbare bronzene Waffen (Abb. 132): Sein Schwert mit dem Elfenbeingriff (Abb.133), ein Dolch, ein Jagd-

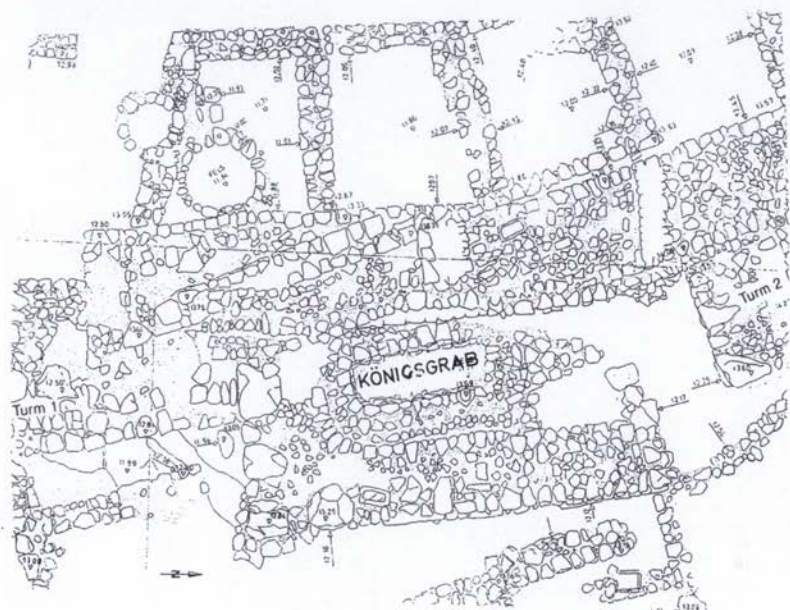


Abb. 131 Steinplan am Südtor mit dem Grab des Königs.

messer, ein kurzes Messer (Abb. 135), ein Prunkmesser mit goldenen Köpfen des kräftigen und angriffslustigen Ebers, und einer goldenen Hülse am Griffende (Abb. 134), seine Lanze, sechs Pfeilspitzen aus Obsidian und etwa 80 Eberzähne seines Helmes, wie ihn der Krieger in diesem Jahrhundert trug (Abb. 136). Die Waffen hatten Holzgriffe, die Lanze einen Holzschaft, die in der trockenen Erde vergangen sind. Auf der Brust lag ein goldenes Diadem, das er einst auf der Stirn trug. In der Ecke des Grabes, zu Füßen des Toten, lagen zerbrochene einheimische, kykladische und kretische Krüge, mit denen die Spenden beim Totenritus gegossen wurden.

Der Tote war kein gewöhnlicher Krieger, er war der König von Kolonna, der als Vorkämpfer in der Schlacht gefallen ist, ein Nachkomme dessen, der das Königtum begründet, das Burg-

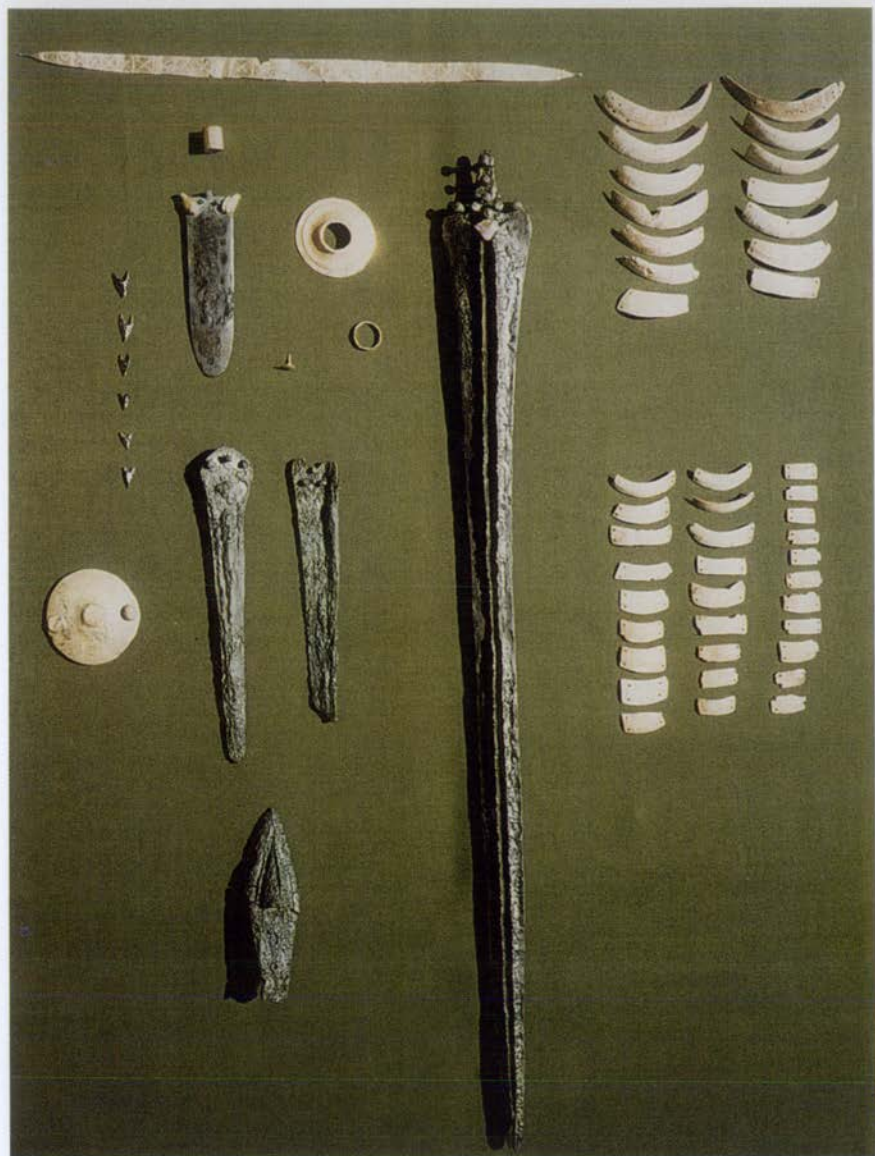


Abb. 132 Diadem etwa 45 cm; Bronze-Schwert, Klinge 79,2 cm; goldene Manchette, Ring, Nagel; Bronze-Dolch mit goldenen Eberköpfen und Hülse; Bronzedolche 24,5 u. 20,8 cm; Lanzen spitze 15,2 cm; Eberzähne; Elfenbeinknauf auf Helmscheitel 7,2 cm.

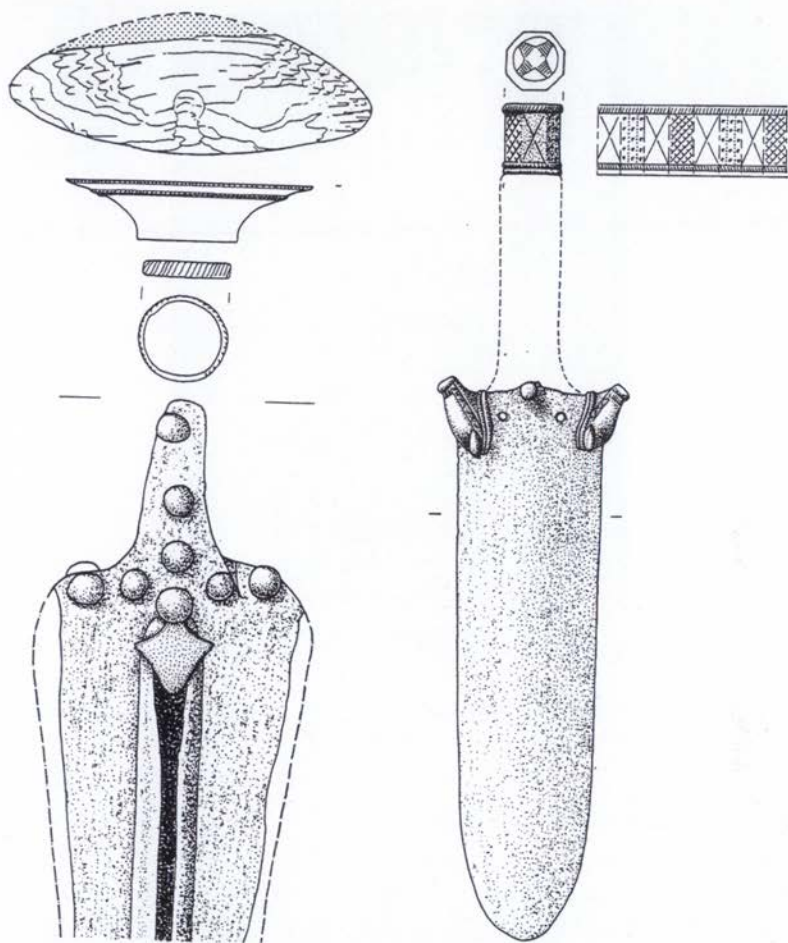


Abb. 133 Bronze-Schwert. Länge der Klinge 79,2 cm.

Abb. 134 Bronze-Dolch. L 14,3 cm, mit zwei goldenen Eberköpfen und goldener Hülse am Halsgriff.



Abb. 135 Bronze-Messer. L 12,7 cm.



Abb. 136 Elfenbeinkopf mit Eberzahnhelm. Aus einem Kammergrab bei Mykene. Athen Nat.Mus. H 8 cm. 13. Jh. v.Chr.

dorf IX erbaut, die Steinschüttung im Meer als Landsperre angeordnet hat. Sein Grab liegt an hervorgehobener Stelle, an der Befestigungsmauer am Südtor (Abb. 130;131), wo die Leute ein- und ausgingen. Als Einfassung hat man eine ovale Bastion um die Grabwände gelegt und zugleich das Tor verstärkt.

Es waren keine Verletzungen an ihm zu sehen, die zum Tod geführt hätten. Alte verheilte Wunden waren zu erkennen. Aber dem Toten fehlen die Unterschenkel. Wurde das Grab beschädigt und die Glieder blieben bei der Wiederherstellung außerhalb des Grabes? Erwähnen muß man doch, auch wenn es auf den Toten nicht zutrifft: Es war der Glaube, daß mächtige Tote, wie die Heroen, die im Leben einflußreich waren, auch vom Grabe aus noch wirken und wiederkehren können.

Um es zu verhindern nahm man ihnen Glieder ab. Der berühmteste Tote war Agamemnon, den Klytimestra verstümmeln ließ, auf daß er nicht wiederkehre. Im »Totenopfer« der Tragödie des Aischylos spricht der Chor es vor den Geschwistern Elektra und Orestes aus: »Verstümmelt ward er, erfahr auch dies! Die ihn verscharrte, Sie hats vollzogen.« Aber weswegen sollte solches an dem Toten von Kolonna geschehen sein? Er war doch einer der Ihren, kein fremder Fürst. Sein Einfluß konnte nur segensreich sein. Vielleicht hatte er in der Schlacht beide Unterschenkel verloren? Sein Grab an der Dorfmauer war ein Ort der Verehrung. Nicht unerwähnt soll bleiben: Das äginetische Königsgrab ist älter als die berühmten Schachtgräber der Fürsten von Mykene.

Mit dem Ansturm auf den Vorort kam nicht das Ende des Dorfes IX. Alt-Ägina bestand als Dorf X (1650–1600 v.Chr.) weiter. Die Schäden wurden ausgebessert, manches an den Toren verändert, die Zwischenräume zwischen den Türmen durch Mauern ausgeglichen und verstärkt. Eine geböschte Mauer lehnt sich an die bestehende (Abb. 137); der nördliche Eingang wurde stärker gesichert. Wenn das eindringliche Morgenlicht auf die Böschungsmauer fällt, und die Kalksteine im Braun und Weiß ihrer Farbe aufleuchten und die Umrisse der Steine sich auf der Wandfläche abzeichnen, werden zwei Fugen sichtbar, die sich nach oben verjüngen. Der Mauerbau begann mit diesem Dreieck, das die Steinlegung und die Mauerdicke bestimmte. Ein Mauerstück, von dem die Mauerbauer ausgingen, bevor sie die Rundung zum Tor hin legten und nordwärts die Wölbung nach Westen.

Die Gefäße haben sich verändert. Das Korbgefäß und die Ausgußschüssel (Abb. 138;139) sind, wie viele andere Töpfe, spätzeitliche Gebilde: Gitterwerk, weitmaschigen und langgezogenen Bögen gehört die Zukunft, auf manchen Gefäßen erscheinen sie in freien Rundungen. Der Stil hat sich nach vier Jahrhunderten zu Ende gelebt. Und in der Auflösung ist zugleich der Boden zu neuen Mustern und Formen bereitet



Abb. 137 Befestigungsmauer des Dorfes X im Norden. Von Osten. Um 1650 v.Chr.

worden. Wellenlinien und unbestimmte Kreisbögen weisen in die Zukunft.

Im mittleren zweiten Jahrtausend, gegen 1600 v.Chr., breitet sich das letzte Dorf XI auf den alten Mauern über die ganze Hügelfläche hin. Es gab fortan keinen Vorort mehr. Eine weit auch nach Osten ausgreifende Befestigungsmauer umschloß das ganze Dorf. Da die Häuser noch herausragten, mußte der größte Teil den Bauten des Apollon-Heiligtums weichen. Im Osten des Hügels, vor den Toren der älteren Vortort Befestigung, blieben die Grundmauern der tiefer liegenden Häuser verschont (Abb. 106). Im Nordosten steht noch ein eindrucksvolles Stück der Befestigungsmauer (Abb. 140). Es sind keine



Abb. 138 Korbgefäß. L 13 cm. Um 1650 v.Chr.

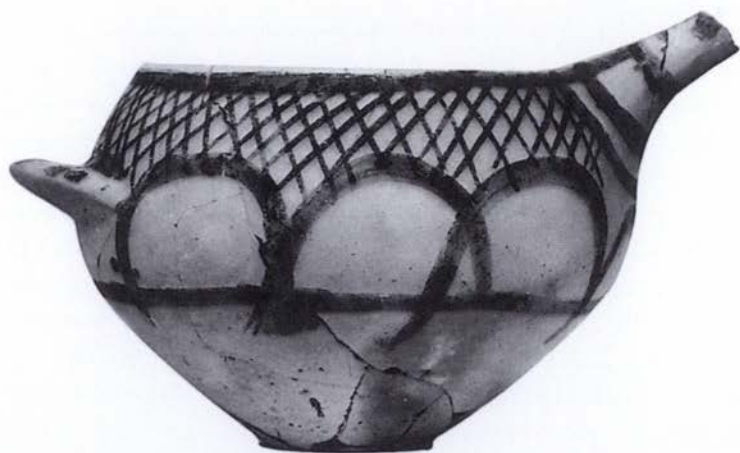


Abb. 139 Ausgußschüssel. H 25 cm. Um 1650 v.Chr.



Abb. 140 Befestigungsmauer des Dorfes XI (Turm) im Nordosten.
Von Norden. 16. Jh. v.Chr.

schwer aufeinander lastenden Felsblöcke wie auf der Burg in Tiryns, wo »ries'ge Kyklopen kamen, den Wall bauten...« (Bakchylides), aber doch große und schwere Steine, die von mehreren Menschen Händen gehoben und gelegt werden mußten. Stopfsteine füllen die Lücken. Die Befestigungsmauer ist nicht sehr sorgfältig gebaut, aber stärker als die älteren Dorfmauern (Abb. 87–89); zwar kleiner als die Mauern von Tiryns und Mykene, macht sie doch den Eindruck eines »kyklopischen« Mauerwerks, eines Dorfes, das eben ein Burgdorf gewesen ist. Die Könige, die das letzte Burgdorf gebaut und dort bestimmt haben, müssen mächtig gewesen sein. Dreimal wurde das Dorf erneuert, ob als Ganzes oder nur teilweise, ist hier nicht zu erörtern. Ihre Toten begruben sie außerhalb, auf dem »Windmühlenhügel«, gegenüber dem Dorf.



Abb. 141 Becher. H 22 cm.
15. Jh. v.Chr.



Abb. 142 Tasse. H 8 cm.
Um 1350 v.Chr.

Unzählige Krüge, wenn auch zerbrochen, legen Zeugnis ab von einem volkreichen Burgdorf mit regem Handel. Eine Zeit war zu Ende gegangen und mit ihr die alten Gefäßformen und ihre Muster. Becher mit niedrigem und hohem Fuß, Kannen mit neuartigem Ausguß (Abb. 141–143), Amphoren mit vier



Abb. 143 Kanne. H 26 cm. 1500–1450 v.Chr.

Henkeln auf der Schulter bestimmen das Bild der Gefäße. Neue Formen verlangen neue Muster. Die Spirale ist nur eine von vielen. Selbst die Farbe des Tons wurde verändert. Man wollte offenbar die grünliche Farbe der Töpfe nicht mehr und brannte sie mit höherer Hitze, und der grünliche Lehm, der überall auf der Insel vorkommt, gab Farbe im Töpferofen ab und wurde härter und gelblich-ockerfarben und rötlich, und war doch der einheimische Ton. Hinter diesen neuen Formen und ihren Mustern stand der Wille der Burgherren.

Schon vor einem halben Jahrhundert waren kretische Gefäße auf die Insel gekommen und hatten die einheimischen Töpfer angeregt, es ihnen gleich zu tun. Diese zeigten eine Bereitschaft zu kretischen Formen und Muster. Die Themen

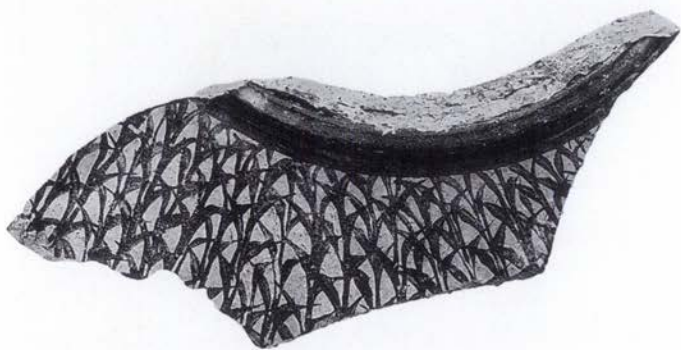


Abb. 144 Bruchstück einer kretischen Kanne. B 8 cm. Um 1500 v.Chr.



Abb. 145 Kretische Kanne aus Phaistos. Museum Heraklion. H 23 cm. Um 1500 v.Chr.



Abb. 146 Kretische Bügelkanne mit Tintenfisch. H 22 cm.
1500–1450 v.Chr.

sind ab der Jahrhundertmitte auf Kreta vielfältig. Es sind Bilder aus der Natur und dem Meer: Safrangewächse, Krokusse, Lilien auf hohen Stengeln wachsen aus dem Boden auf, Vögel, Tintenfische bewegen sich zwischen Korallen, Muscheln, Seesternen. Man muß die leuchtenden und milden Farben wie Blau, Rot, Weiß, als Farbenpracht hinzusehen. Die Kreter waren von der erzenen Haltung nicht berührt, wie die Ägineten und die festländischen Menschen. Da ist die edle Kanne (Abb. 145) ganz in Gräserdickicht gehüllt; eine solche Kanne (Abb. 144) kam von Kreta nach Kolonna und zerbrach dort. Und die Bügelkanne mit einem vielarmigen Tintenfisch (Abb. 146): stammt sie von einem kretischen oder einheimischen Töpfer? Die Arme des Meerestiers legen sich, wie von sanften Meereswellen bewegt, um das Gefäß. Da ist die Hand eines kretischen Töpfers im Spiel. Einheimische Töpfer sind den Anregungen

gefolgt und haben kretische Themen aufgenommen. Es war vor allem der Wille der Burgherrn, der den Auftrag gab, um dem Leben im Burgdorf und seinem Ansehen Glanz zu verleihen.

Spätes zweites Jahrtausend auf Kolonna. Nach zwei Jahrtausenden Alt-Ägina auf dem Hügel, war die Zeit vorüber; auch das Burgdorf bestand nicht mehr. Seine Mauern sind zerfallen, die Leute sind weg.

Über dem Land, über dem Meer erhebt sich das kleine Felskap mit den Ruinen der Dörfer auf seiner Höhe. Eine lange Geschichte hat sich auf ihm zugetragen, auch wenn kein Dichter das Felskap von Ägina besungen hat, wie Homer den Hügel von Hissarlik. Der Wille der Leute zum Beharren auf dem einmal bezogenen Fleck Erde trotz mancher Drangsale, ihr Ringen um eine Form des Daseins, ist allein schon ein Stück Lebensgeschichte. Etwa zwei Jahrtausende hausten Menschen auf dem Hügel, von den Tagen an, als in der Steinzeit die Leute nach Kolonna kamen, bis zu dem Tag, an dem sie, gegen Ende des zweiten Jahrtausends, den Felsen Hügel verließen und hinunterzogen ins Hinterland und in die südliche Strandzone, wo heute die Stadt Ägina liegt. Dort ging das Leben weiter; auf dem Hügel wurde es still.

Die Dorfgemeinschaft war nicht mehr. Aber Kolonna blieb ein kleiner Wallfahrtsort der Leute, die einst auf dem Hügel gelebt haben. Zuletzt war es ein Brunnen des Dorfes XI, der das Wasser gab zu den Riten einer nicht mit Namen bekannten Gottheit. Wenige Meter von ihm entfernt, gruben sie im zehnten Jahrhundert einen neuen Brunnen, dessen Wasser dem Kult des Apollon diente. An diesem Ort versammelten sich die Leute, um die Riten zu vollziehen. Die Bindung an den Ort war zugleich eine Bindung der Kolonna-Leute aneinander.

Wenn am Ende der Betrachtung unser Blick von den Plänen, Modellen und Abbildungen weg ins Gelände der Dörfer

geht: – sind denn die Bilder einer Ruine aus großer Höhe richtig? Überdeutlich erscheinen die Mauern, aber es sind reine Flächenbilder. Die Bewohner haben ihr Dorf so nicht gesehen, stets in Augenhöhe. Auch von halber Höhe aus erscheint mir das Dorf zunächst als eine verworrene Masse von Mauern, Gassen, Plätzen; Häuser wie zufällig aneinander geschoben. Das Gewirre wird mir durchsichtiger, wenn ich ein oder zwei Häuser erkenne, etwa die Mauern des »Weißen Hauses« oder die »Schmiede« mit dem hochgewölbten Dach, dann sind mir auch andere Häuser nicht mehr fremd. Ein Netz von Beziehungen zwischen den Häusern und Gassen stellt sich ein. Wer den Kolonna-Leuten nahe kommen will, muß vom Kern des Dorfes ausgehen, den Gassen folgen, auf die Haustüren zugehen, von den Häusern zu den Toren der Dorfmauer: die Mauern, Wegführungen und Winkel werden mir verständlich, warum alles so und nicht anders ist. Und wenn ich das Hausgeschirr in der Vorstellung zurückstellen kann, in die Kammern, aus denen die Grabung es genommen hat, dann wird mir die Ruine ein lebendiger Organismus, und ich begegne den Menschen, die darin gelebt haben, auch wenn sie nicht mehr da sind.

Die Dörfer wurden nicht aus Platznot übereinander gebaut. Mit jedem Dorf entstand das gleiche Dorf wieder, und gar oft reichen Mauern in das Mauerwerk älterer Dörfer hinein, sogar bis auf den Felsengrund. So fest verbunden waren die Leute mit den Vorfahren durch die Jahrhunderte.

Die Dörfer auf dem Hügel haben viele Gesichter, und doch sind es nur verschiedene Arten des einen Gesichts, das die Eigenart der Leute und den Ort geprägt hat – einen Ort, der durch die Jahrhunderte seine Grundform beibehielt und der das Dorf der Leute in Alt-Ägina war –: Es ist das Bild eines mächtigen Stieres, dessen nach Westen liegender Leib die Häuser in sich aufnimmt und dessen Kopf mit starker Stirn und vorgewölbten, halbverschlossenen Augen – die zwei Tore

muß man so sehen - sich gegen Osten stemmt, dorthin, wo die größte Gefahr droht.

Und noch ein Bild, das ins Innere führt: Häuser eng zusammengebaut, sich gegenseitig stützend über Gassen hinweg, ein friedlicher und verborgener Ort, von einem festen Mauerring umschlossen: einem Adlerhorst gleich, gebaut auf einem Felsenhügel.

In den Erzeugnissen, den Töpfen, dem Werkzeug und Gerät, in der Art des Mauerwerks spürt man am ehesten die Hand des Menschen. Erkenne ich sie auch in der Anlage des Dorfes? Es kommt auf den Blickpunkt an, von dem aus ich ein Dorf und eine Ruine sehe. Die isometrischen Zeichnungen geben Dorfmauer und Häuser von einem Außen-Blickpunkt wieder. Ein solcher aber ist der des Angreifers und späten Betrachters, nicht der des Mauerbauers und des Bewohners, denn nur sie kannten die Felsfläche und die Verteidigungsmöglichkeiten und wußten um die günstige Lage. Wer die Mauerführung verstehen will, muß von innen her denken - wie die Leute es taten -, von den Häusern und Gassen, als sie das Dorf bauten. »Vom Dorf her bauen« heißt einen Mauer schild um die Häuser und die Körper der Bewohner legen, ähnlich dem Krieger, der sich den Panzer um den Leib bindet und den Schild schützend vor sich hält, wenn er in der Schlacht steht.

Viele Pfade führen von den Toren ins Hinterland, zu den Feldern und hinunter ans Meer. Ein schmaler, alter festgetretener Weg kommt vom Nordhang herauf, wahrscheinlich in mehreren Kehren. Von der sanften Mauerkurve geleitet, biegt der Dörfler in sein Dorf ein (Abb. 147).

Man nennt die Menschen und Dörfer der Zeit vor den schriftlichen Zeugnissen: vorzeitliche, prähistorische Menschen und Dörfer. Aber wann beginnt die Geschichte des Menschen? Doch mit seinem Erscheinen. Seine Spuren sind Urkunden seines Daseins.

Viertausend Jahre trennen uns von den Leuten im alten Ägina. Damals sind alle Geschehen im Leben, alle Ereignisse: Geburt und Tod, Gesundheit und Krankheit, Freude und Leid schärfer erfahren worden; die Helle des Tages und das Dunkel der Nacht, die Hitze des Sommers und die Kälte des Winters, der Wechsel der Zeiten in der Unmittelbarkeit mit der Natur empfunden worden. Der Mensch lebte mit der Natur und den Tieren, und nicht gegen sie. Es ist ein Vorurteil zu glauben, das Leben sei damals beschwerlicher gewesen; es war vor allem auf die wesentlichen Dinge ausgerichtet. Die Vorstellung von Raum und Zeit hat sich verändert. Inzwischen ist der Mensch in kosmischen Räumen unterwegs zu den Gestirnen. Die neue Wirklichkeit scheint die alte Ordnung aufgelöst zu haben. Aber was ist die neue Wirklichkeit im Leben des Menschen? Die Grundnöte des menschlichen Daseins sind geblieben, im Gegenteil: Krankheiten und Leiden, Ängste und Sorgen, Katastrophen der Natur sind nicht weniger geworden. Die Grenzen scheinen heute durch den technischen »Fortschritt« und den augenblicklichen Überfluß, wenigstens in einem kleinen Teil der Welt, verwischt zu sein. Und mit ihnen kam die Gleichgültigkeit des Menschen.

Die Ruine der Dörfer auf dem Kolonna-Hügel läßt ein Heimweh nach der verlorenen Einheit des Menschen und der Natur in uns zurück. Nicht Sehnsucht nach dieser Welt sollte erweckt werden. Ihre Gegenwartsetzung kann nur eine Aufforderung sein zum Zusammenleben mit dem Menschen und mit der Natur. Der Hügel von Kolonna ist auch ein Ort der Besinnung auf den Ursprung des Daseins, als alles angefangen hat.

Es fragte mich einmal ein Besucher auf dem Hügel: »Warum graben sie hier aus?« Eine schwierige Antwort auf eine gute Frage. Ich versuchte eine Antwort zu geben. Das Buch, so denke ich, antwortet ausführlicher als damals.

Alle Ausgrabungen gleichen einander, wenn sie mit der üblichen und festen Methode nach abgesteckten Planqua-



Abb. 147 Dorfmauer im Norden des Dorfes X mit dem Weg zum Eingang. Bleistiftzeichnung von Karl Korab, Wien 1982.

draten ausgeführt werden. Alt-Ägina ist dieser Methode nicht zugänglich, sie hätte zu keinem Ergebnis geführt, zu verschlungen ineinander sind die Dörfer. Methode ist eine Brücke, kein Zweck, ist ein Weg, den zu gehen die Ruine selbst bestimmt. Vielleicht war es der Instinkt, der drängte unter dem Westfundament des Apollon-Tempels die Ausgrabung zu beginnen (Abb. 148). Es war zugleich der Einstieg in den schwierigsten Ort. Häuser von zehn Dörfern und sechs Dorfmauern liegen übereinander und ineinander gebaut. Sie zu entwirren war die Aufgabe. Um sie zu lösen war es notwendig, die Grabungsfläche auf die ganze Hügelbreite von etwa achtzig Meter und in einer Tiefe von etwa dreißig Meter gleichmäßig anzugehen.

Ausgraben ist eine geistige und handwerkliche Tätigkeit, die viel zu tun hat mit dem Bodengesfühl eines Landmannes. Man gräbt von oben nach unten, aber denken muß man stets von unten nach oben, von der Felsfläche aus; und einzubeziehen sind entfernt liegende Mauern in der Vorstellung, und auch Mauern, die noch nicht offen liegen. Andernfalls kann man eine Grabung einem Techniker überlassen. Die Grabung an dieser Stelle (Abb. 148) ließ sich mit einer Rechenaufgabe vergleichen. Sie war gelöst, als jede Mauer ihren Zusammenhang mit den Häusern und Befestigungen gefunden hatte: wenn, mathematisch gesprochen, die Gleichung aufgeht.

Die Fragestellung einer Ausgrabung in Dörfern ist eine andere als in dem Heiligtum einer Gottheit. Und auch der Bezug des Ausgräbers muß jeweils ein anderer sein. Er wird sich stets vor Augen halten, daß in einem Dorf Menschen gebaut und gewohnt haben. Muß denken an Häuser, Gassen, Werkplätze, Dorfmauern, an die Bedürfnisse von Dorfleuten, daran, daß ein Dorf ein Organismus ist. Ein Quadratnetz in der Vorstellung oder auf dem Steinplan gelegt, teilt Häuser, Dorfmauern und Gassen in Dreiecke, Rechtecke, Rauten oder in sonstige geometrische Figuren auf. Ein Haus will hausgerecht gesehen werden, eine Gasse ist ein Weg mit einem Ziel, eine Dorfmauer ist nur als Ganzes ein Schutzwall.

Dörfer und Gefäße haben eine Lebenszeit wie die Menschen auch. Man teilt die Vergangenheit sinnvoll in Jahrhunderte und Jahrhunderthälften ein, weil sie mit den Lebensabschnitten des Menschen etwas zu tun haben. Daher fällt es schwer Menschen und ihre geschaffenen Werke wie Häuser, Töpfe zeitlich in leblose, schematische Formeln (wie SH III Ca) einzuordnen: Benennungen, die wenig menschenfreundlich sind.

Jede ausgegrabene Ruine leidet unter der zerstörerischen Witterung, auch unter der Glut der Sonne, umso stärker die Dörfer der Frühzeit, deren Feld- und Bruchsteinmauern mit Lehmörtel gemauert sind. Ein Haus zerfällt allein schon, wenn

der Atem des Bewohners fehlt, um so eher eine Ruine, der nach Jahrhunderten die schützende Erde genommen wird. Ohne Rücksichtnahme verfallen die Mauern rascher als sonst.

Eine ausgegrabene Ruine verpflichtet sie zu erhalten. Es wäre einfach, sie ganz oder teilweise wieder einzufüllen und ihre Kenntnis der Veröffentlichung zu überlassen. Ein Dorf mit Feldsteinen und Bruchsteinen gebaut, verlangt eine ständige Pflege, soll es erhalten und sichtbar bleiben. Wie werden die Dorfruinen in Alt-Ägina erhalten? Zement ist ein künstliches Produkt und nicht einmal eine Materie; zum Naturstein ist er eine fremde Masse. Die Restaurierung der Mauern geschieht von ihrem Inneren her, mit Lehmörtel, einer Mischung aus Lehm und Kalk. Eine ausgegrabene Mauer wird durch den Regen von oben her durchlöchert und ausgeschwemmt; die entstandenen Hohlräume sind erwünschte Kanäle, in die man den flüssigen Lehmörtel einfüllt. Die Mauer sättigt sich und hält die Steine zusammen. Sind die inneren Höhlungen der Mauer mit Lehmörtel gefüllt, dann werden die sichtbaren Steine der Mauerwände, ihren Umrissen folgend, mit Lehmörtel umrandet. Auf den noch naßen Lehmörtel wird reine Erde geworfen. Freilich, einst zeigten die Mauern nicht das reine Steingeficht, sie waren mit Kalk weiß getüncht. Auf der Mauerkrone genügt es eine dicke Lehmschicht aufzutragen, die von Zeit zu Zeit erneuert werden muß. Wie aber erhält man Mauern, die hoch über dem Boden auf einem Erdstock liegen? Man zieht eine Mörtelmauer, leicht schräg an die Erde gelehnt, hoch und mauert oben, wo sich neue und alte Mauern berühren, einen schmalen Kasten, füllt ihn mit reiner Erde und setzt die Wurzel einer Pflanze Aloe hinein. Sie wächst nach unten und verdeckt die moderne Mauer (Abb. 78;79;105).

Aloe ist ein grüngrauschimmerndes Gewächs: bedürfnislos, mit wenig Erde und Wasser zufrieden. Aloe nistet sich nicht von selbst ein wie das Unkraut. Man steckt eine Wurzel zwischen den Steinen in die Erde. Die Wurzel reicht nicht tief, zerstört nichts, aber sie wächst sehr schnell und treibt neue

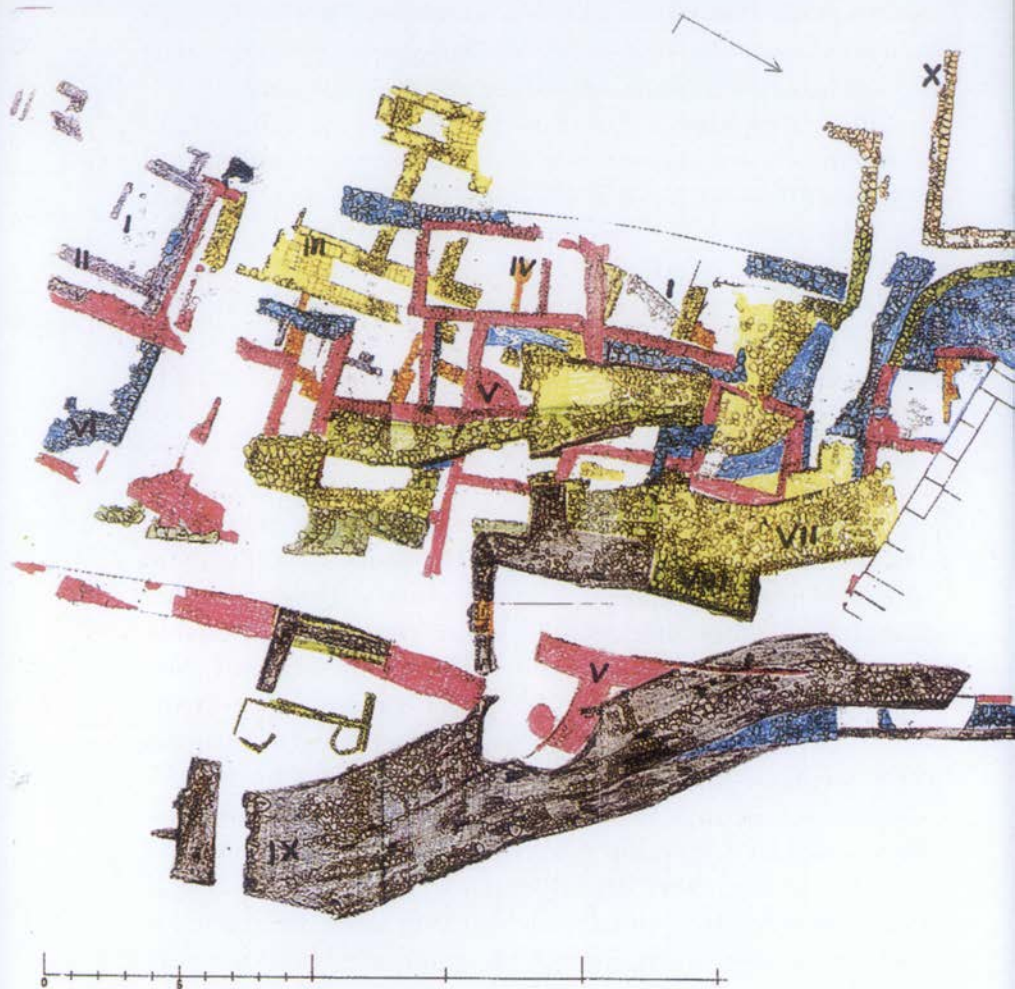
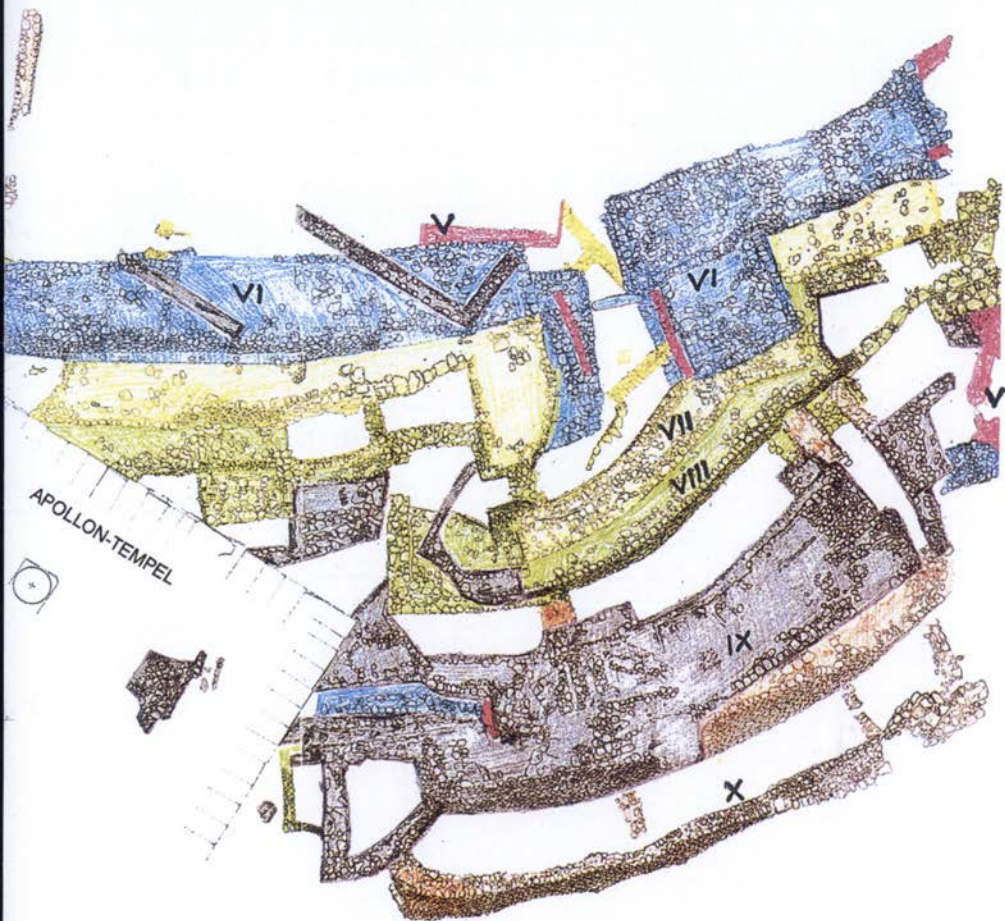


Abb. 148 Steinplan der Dorfmauern und Häuser I-IX. Unter dem Westfundament des Apollontempels.



Triebe aus. Sie sucht sich allein ihren Weg und gleitet gleich einer Schlange über Mauerkronen. Unter ihr stirbt, ohne Sonne und Licht, das Unkraut. Ich habe Aloe gepflanzt, wo ich es für nötig hielt: um das Gewirre der Mauern leicht zu gliedern und sie so verständlicher zu machen, um Mauern zu schützen, um angelegte Gehwege durch die Ruine zu säumen und zu verhindern, daß Mauerkronen als Wege benutzt werden. Daher wendet sich Alt-Ägina eindringlich an den Besucher, nur die vorgegebenen Wege zu gehen.

Ernie Bradford gibt seinen Eindruck von Kolonna wieder: »Eine einzige noch aufrechtstehende Säule und die von graugrünen Aloen überwachsenen Fundamente, die auf den ummauerten Resten einer der bedeutendsten prähistorischen Siedlungen Griechenlands ruhen«.

Publikation Alt-Ägina. Verlag Philipp v. Zabern, Mainz

Herausgeber Hans Walter und Elena Walter-Karydi

Band I,1: Wurster, Wolfgang W. Der Apollontempel. 1974

Band I,2: Wurster, Wolfgang W. Die spätromische Akropolismauer, Architektur und Spolien. – Felten, Florens. Die Inschriften der spätromischen Akropolismauer. Die christliche Siedlung. 1975

Band I,3: Hoffelner, Klaus. Das Apollon-Heiligtum. Tempel Altäre Temenosmauer Thearion. 1999

Band II,1: Walter-Karydi, Elena. Ostgriechische Keramik. – Felten, Wasiliki. Lakonische Keramik. Attisch schwarzfigurige und rotfigurige Keramik. – Smetana-Scherer, Rudolfine. Spätklassische und hellenistische Keramik. 1982

Band II,2: Walter-Karydi, Elena. Die äginetische Bildhauerschule. Werke und schriftliche Quellen. 1987

Band II,3: Margreiter, Ingrid. Die Kleinfunde aus dem Apollon-Heiligtum. 1988

Band II,4: Hoffelner, Klaus. Die Sphinxsäule; Votivträger, Altäre, Steingeräte. – Kerschner, Michael. Perirrhanterien und Becken. 1996

Band III,1: Walter, Hans und Felten, Florens. Die vorgeschichtliche Stadt. Befestigungen, Häuser, Funde. 1981

Band IV,1: Hiller, Stefan. Mykenische Keramik. 1975

Band IV,2: Siedentopf, Heinrich B. Mattbemalte Keramik der mittleren Bronzezeit. 1991

Band IV,3: Kilian-Dirlmeier, Imma. Das mittelbronzezeitliche Schachtgrab von Ägina. 1997

H. Walter, Ägina. Die archäologische Geschichte einer griechischen Insel. DKV, München 1995

DIE AUSGRABUNG

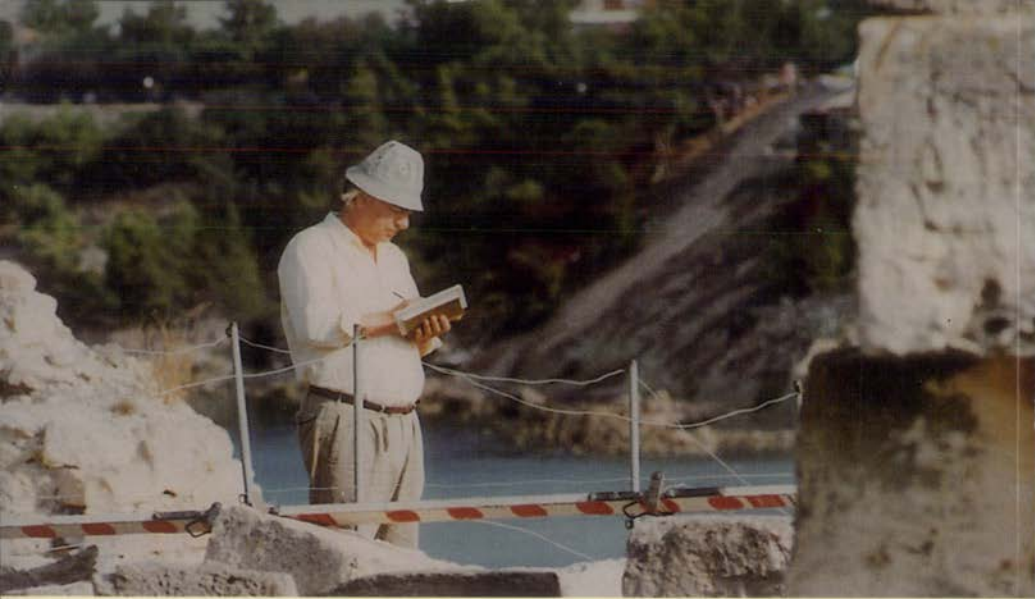
Die *Ausgrabung* auf dem Hügel von Kolonna hat die Griechische Archäologische Gesellschaft in Athen, 1894 unter der Leitung von V. Stais eröffnet. V. Stais grub im Westen des Apollon-Tempels und im Osten, wo er die mittelbronzezeitliche Siedlung entdeckte (Archaiologiki Ephemeris 1895). A. Furtwängler, Ausgräber auf Aphaia im Auftrag des Prinzregenten Luitpold v. Bayern und der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, unternahm zwischen 1902 und 1903 kleinere Untersuchungen auf Kolonna. 1924 setzten P. Wolters und G. Welter die Grabung fort, G. Welter bis 1941. 1965 hat H. Walter im Auftrag der Bayerischen Akademie der Wissenschaften die Grabung auf Kolonna wiederaufgenommen.

Die Tonmodelle der Dörfer V-IX (Abb. 49.65.74.77.101) und des Kupferofens (Abb. 46) stammen von Prof. G. Praschak; das Tonmodell des »Weißen Hauses« (Abb. 38) von Dipl.-Ing. E. Wachter.

Abb. 10 nach Archäologiki Ephemeris 1895 Abb. 2.

Das Zitat: Ernle Bradford, Die Griechischen Inseln. Prestel Vlg. München 1985.

DAS BUCH
VON HANS WALTER
NR. 204 DER BIBLIOTHEK
DER ARCHÄOLOGISCHEN GESELLSCHAFT ZU ATHEN
NR. 18 DER REIHE
ANTIKE STÄTTEN UND MUSEEN GRIECHENLANDS
WURDE 2001 VON
GRAPHIKES TECHNES
"E. BOULOUKOS - A. LOGOTHETIS"
MILONOS 26, ATHEN
GEDRUCKT



Five thousand years ago people reached the rocky hill called 'Kolonna' and founded a village there. During the following two thousand years eleven villages were built, one on top of the other, on the site. Walls round the village protected the houses and their inhabitants. They were fishermen and skilled mariners; they also used the land round the village to cultivate grain and fruits. They knew how to work metal, inventing the earliest known 'blast furnace' for smelting ore to make copper ingots. The unit of measurement they used when building houses was the human foot and they built with wholesome natural materials - 'a human house'. Communal living became a way of life. In about 1800 B.C. a king built a 'Lower Village' abutting the old village and had stone piled up in the sea off the coast as a breakwater which only the inhabitants of the village could sail through with their boats. The village had become fortified. The king assumed the responsibility for the welfare of his people. A descendant of the first king would later fall in battle. His people laid the dead warrior and his weapons in a grave at the south gate before the wall. The village wall, houses, household utensils, vessels and tools are things that bear witness to lives: legible documents. People lived in the village. If we couldn't picture them in what are now ruins, how empty and bleak these houses and alleys would be.

At the close of the second millennium B.C., the villagers abandoned the hill, which then became a sanctuary consecrated to the god Apollo. A single column of his temple still stands in witness to the sanctuary and the acropolis of the island of Aegina.